

Wäitland

VOM GEISTIGEN LEBEN DER
AUSLANDDEUTSCHEN
ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj



4. JAHR

12. HEFT

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

Deutsches Kulturamt in Rumänien
Verlags-Abteilung
Hermannstadt, Straußenburggasse

Verlags-Verzeichnis

Sigerus Emil, Rumänien. Ein Reisehandbuch, 1925, XXIV und 133 Seiten, mit einer Karte Rumäniens und mehreren Stadtplänen, in Leinen gebunden. Preis: Lei 250.—; R. Mk. 6.—

Was jeder Deutsche von Siebenbürgen und den Siebenbürger Sachsen wissen muß! 2. Aufl., 1925, 32 S., geh. Preis: Lei 15.—; R. Mk. —.30

Dr. Spek Rudolf, Karte der deutschen Siedlungen Groß-Rumäniens. 4 Bl. mit Schutzhülle, Maßst. 1 : 500.000, 1923. Preis: Lei 100.—; R. Mk. 2.—

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1927, 2. Aufl. 1926, 48 Seiten, broschiert. Preis: Lei 40.—; R. Mk. 1.—

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1928, 1927, 48 Seiten, broschiert. Preis: Lei 40.—; R. Mk. 1.—

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1929, 1928, 52 Seiten, broschiert. Preis: Lei 40.—; R. Mk. 1.—

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1930, 1929, 67 Seiten, broschiert. Preis: Lei 40.—; R. Mk. 1.—

D. Dr. Schullerus Adolf und Dressler Franz Xaver, Aus der Siebenbürgisch-sächsischen Volksdichtung. Lieder mit Notensatz, mundartlichem Text u. Übertragung ins Hochdeutsche. 1926, 40 Seiten, broschiert. Preis: Lei 90.—; R. Mk. 2.—

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

12. Heft

Dezember 1929

4. Jahrgang

Wir Heimatlosen

von Dr. Siegfried Johann von Sievers

Wir, die wir heute ohne Heimat sind,
der Erdennähe schicksalhaft entrissen,
voll banger Qual und zitterndem Vermissen,
voll Heimatsehnen, wie ein müdes Kind —
wir sind verflucht zu lebelangem Leid:
unwiederbringlich ist das Land verloren,
uns heil'ges Land, in dem wir einst geboren,
es bleibt entrückt im Raume, in der Zeit;
und — sind gesegnet durch die gleiche Not:
weil wir die Nichtigkeit von Erdengütern
erleben durften, wurden wir zu Hütern
des Heimatsehns, gläubig bis zum Tod.



Stresemann und die Deutschen Minderheiten Europas

von G. Schulhof

Nicht ohne reifliche Überlegung gehe ich daran, dem ehrenden Wunsche der Schriftleitung des „Ostland“ folgend, über obiges Thema zu schreiben. Nachdem ich vom Beginn meiner journalistischen Tätigkeit 1920 an bis 1925 den Reichskanzler und späteren Reichsaußenminister Stresemann begeistert begleiten konnte, wurden seit der Konferenz von Locarno meine Bedenken gegenüber der Reichsaußenpolitik immer größer, obzwar — vielleicht besser: weil — sich diese Politik seit dem Entschluß Stresemanns vom 29. April 1924 zu Rheinpakt oder Völkerbundeintritt immer konsequent geblieben war.

Trotzdem gibt es ein Gebiet, auf dem Stresemann auch nach meiner Überzeugung wirkliche Erfolge nicht nur platonisch angestrebt, sondern auch erreicht hat. Es ist das Gebiet des Minderheitenschutzes. Der Völkerbund hat sich bekanntlich zum Beschützer der Minderheiten wenigstens in Mittel- und Osteuropa erklärt. Er tat es nicht sofort und nicht in seinem Grundstatut, dem sogenannten Völkerbundsstatut; er tat es erst später in der Form der bekannten Verträge, die seine Hauptmächte mit einigen der neuen Staaten geschlossen haben. Hierzu schuf er sich als Abteilung seines Genfer Sekretariates eine Minderheitsektion, die anfangs völlig erfolglos ein Norweger führte und die jetzt ohne nachweisbaren Erfolg ein Spanier leitet. Diese Sektion referiert dem mit Minderheitenangelegenheiten betrauten Ratsmitglied; dazu war lange ein Brasilianer, dann ein Kolumbier bestimmt und jetzt übt Japan dieses Mandat aus. Die Entscheidungen trifft ein wechselndes Dreierkomitee des Rates und schließlich der Rat als ganzes selbst. Praktisch wurde für die angeblich geschützten Minderheiten kaum etwas erreicht, während viele Minderheiten, namentlich die in den Groß- und alten Staaten, überhaupt ungeschützt blieben und noch bleiben.

Als das wichtigste der Motive, die Stresemann veranlaßten, den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, zwar viel zu früh, aber dafür energisch zu betreiben, wurde stets der Minderheitenschutz genannt. Das wußten die ihre Minderheiten schlecht behandelnden Staaten übrigens schon früher. Ich erinnere mich an eine sehr erregte Szene vor dem Völkerbundsrat im Herbst 1925, als der damalige litauische Vertreter Galvanuskas in schärfster Form forderte, daß die Kontrolle des besonders geregelten Minderheitenschutzes für das Memelgebiet nicht dem Völkerbundsrat, sondern den damaligen 4 Hauptmächten England, Italien, Frankreich und Japan zustehen sollte. In die Enge getrieben, gestand Galvanuskas schließlich, er fürchte den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und seinen kaum mehr abwendbaren Eintritt in den Völkerbundsrat. Abgewiesen, verließ Galvanuskas schimpfend und wiederholt auf den Ratstisch schlagend, Tisch und Saal. In der Welt wurden die litauischen Faustschläge nicht bemerkt.

40 Monate später hallten von Lugano aus Strefemanns Faustschläge durch die gesamte Öffentlichkeit. Sie galten einer Hezrede des Polen Zaleski. Es war am Ende einer langwierigen Minderheitenverhandlung zwischen Deutschland und Polen, die schon frühere Ratsitzungen in Anspruch genommen hatte. Den Bericht erstattete der Japaner Udatshi. Obzwar die Minderheitensektion und der Berichterstatter die lange Reihe gehäßigster polnischer Rechtsverletzungen gegenüber so vielen, einzelnen Deutschen polnischer Staatsangehörigkeit möglichst farblos dargestellt hatten, wirkte der Satbestand gerade in seiner Monotonie ungemein aufreizend gegen Polen. Zaleski selbst hatte schon vor der letzten Sitzung das klare Empfinden hierfür. Als er in herkömmlicher Weise vor Beginn dieser Sitzung von Staatssekretär von Schubert gefragt wurde, ob er zum Schlusse der Debatte zu sprechen gedenke, sagte er, er wolle nur einige Worte ohne besondere Bedeutung beifügen. (Dieses gegenseitige Informieren über die beiderseitigen Absichten ist ein von der Regie des Völkerbundes mit Rücksicht auf den Eindruck in der Öffentlichkeit geübtes Verfahren.) Zaleski leugnete also, obwohl er seine Rede bereits vervielfältigt mitgebracht und an seine Presse verteilt hatte. Dann aber legte er los. Er beschuldigte seine deutschen Untertanen des Hochverrates, den Deutschland fördere, während er andererseits mit dem Hinweis auf Polens wirtschaftliche Entwicklung jedes Bedenken gegen die so gewalttätige polnische Minderheitenpolitik beseitigen zu können glaubte. Ratspräsident Briand befand sich schon vorher in dem halb schlafenden Zustand, in dem sich die Ratsmitglieder über sie nicht interessierende Fragen hinweghelfen. Strefemann war dagegen sehr aufmerksam. Was ihn mehr empörte, ist nicht gewiß: sei es die polnische Unehrlichkeit, entgegen der früheren Zusage eine Brandrede zu halten, sei es die in der Rede enthaltene Heuchelei, Unwahrheit, Denunziation. Bald konnten die in den ersten Bankreihen sitzenden Journalisten kräftige und bezeichnende halblaute deutsche Worte hören und dann fiel Strefemanns Faust hart auf den Tisch. Erst da erwachte Briand, wie er selbst später erzählte. Strefemanns aus dem Stregreif gehaltene deutsche Antwortrede verstand Briand natürlich nicht; der Anblick der Gesichter Strefemanns und Zaleskis genügte ihm. Wie er später selbst sagte, habe Zaleski ausgesehen wie ein Huhn, dem die Köchin das Messer an die Kehle setzt. Zaleski antwortete nicht mehr. Und Briand schloß die Sitzung mit aus seinem Munde noch nie gehörten Worten von „heiligen Minderheitenrechten“ usw. Obwohl Briand nie wieder so gesprochen hat, blieben seine Worte eben doch gesagt. Gewiß waren Strefemanns Worte diplomatischer als seine Faustschläge, aber gerade weil diese letzteren so undiplomatisch waren, überzeugten sie, daß selbst Strefemanns Geduld am Ende sei. Diese Faustschläge öffneten den für Minderheitsrechte schon lange verrammelten Zugang zum Völkerbund. Es kam zu den Reformversuchen im März 1929 in Genf, im Juni in Madrid, im September wieder in Genf. Die Frage blieb auf der Tagesordnung, obwohl sich die minderheitsfeindlichen Nationen durch ihre Pariser Vertreter zu einem Bunde unter Briands Patronat zusammenschlossen. Man sieht: wirkliche Empörung

wirkt selbst auf so verhärtete Paragraphen- und Pergamentmenschen wie es die Ratsmitglieder nun einmal sind. Die echte Empörung Stresemanns wirkte wie Apponis glänzende Erscheinung und Beredsamkeit, wie Woldemaras eiserne Zähigkeit, wie die Maske Mussolinis, mit der der italienische Vertreter den Rat einschüchtert.

Das war also ein moralischer Erfolg Stresemanns zugunsten der Minderheiten. War noch kein praktischer Erfolg. Gewiß scheut es jeder Außenminister, wenn er sein Land wegen einer Minderheitsklage verteidigen muß, sich auf die Anklagebank zu setzen; aber es verstehen doch die meisten dieser Herren die Kunst, der öffentlichen Verhandlung zu entkommen und daheim wirtschaften sie nach Belieben. Beispiele brauchen hier nicht erst angeführt zu werden. Der wirkliche Erfolg Stresemanns liegt natürlich nicht darin. Er liegt darin, daß sich Völkerbund und Regierungen daran gewöhnt haben, daß der deutsche Vertreter der Anwalt der deutschen Minderheiten in allen Staaten geworden ist. Man war zwar im Völkerbunde bestrebt, kurz vor dem deutschen Eintritt in den Völkerbundsrat sich ein internes Reglement zu schaffen, demzufolge in dem betreffenden Dreierausschuß kein Staat sitzen dürfe, der völkisch der klageführenden Minderheit angehört. Die Versuche, dieses ad hoc geschaffenen internen Reglements formell zu ändern, gelangen nicht; aber das Recht des deutschen Vertreters, sich der deutschen Minderheiten anzunehmen, gilt stillschweigend, aber tatsächlich doch. Vor diesem Rechte zog sich sogar der hochmütige Chamberlain zurück, obwohl er selbst im Jahre 1925 vom wünschenswerten „Eingeschmolzenwerden“ der Minderheiten in ihren Staat gesprochen hatte. Zweimal stellte Chamberlain seine Worte in einer Weise richtig, als ob er sie nicht gesprochen hätte. Als der Pariser Grieche Politis sie auf eigene Rechnung aufnahm, konnte er kurz zurückgewiesen werden. Die bürokratische Tatsache, daß das deutsche Ratsmitglied die deutschen Minderheiten aller Staaten mit Minderheitenschutzverpflichtungen schützt, hat sich durchgesetzt. In einer so bürokratischen Maschine, wie der Völkerbund sie ist, bedeutet eine solche Tatsache schon etwas.

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß Stresemann der Vorwurf gemacht wurde, er habe sich mit einem bloß kulturellen, also gewissermaßen mit einem bloß pazifistischen Minderheitenschutz begnügt. Er habe also bestenfalls eine Verschweigerung der geschützten Minderheiten im Auge gehabt, d. h. einen Schutz für (im deutschen Sinne des Wortes „Nation“) nationale Kultur, Zivilisation, Sprache ohne den nationalen Zusammenhang aller deutscher Minderheiten. Wie es etwa die Deutschschweizer sind. Der eben erwähnte Vorwurf kann meines Erachtens auch nicht widerlegt werden. Stresemann dürfte da wohl der Ansicht gewesen sein, es müßte der in ihren oben genannten Belangen geschützten und gesicherten Minderheit überlassen werden, wie sie weiterarbeiten wolle. Auch hier sind schöne Erfolge in der Zukunft denkbar; man braucht nur die französische Minderheit in Belgien und selbst in der Schweiz zu studieren,

um zu sehen, wie eine Minderheit auch ohne Irredentismus Zusammenhang mit dem Mutterstaat erhält und ihm nützt.

Stresemann ist tot. Man wird ihn an seinem nächsten und an jedem späteren Nachfolger messen. Der soeben abgeschlossene deutschpolnische Minderheitenvertrag, der so ungünstig namentlich im moralischen Sinne aussteht, ist nicht mehr von Stresemann abschließend gezeichnet worden. Man darf in absehbarer Zeit auf deutsche Reichsaußenminister hoffen, die allmählich zu einer anderen Reichsaußenpolitik als die bisherige übergehen; auf dem Gebiete des Minderheitenschutzes werden manche noch wachsen müssen, bis sie Stresemann erreichen. Heil demjenigen, der einmal Stresemann übertrifft!



Auf ferner Wacht

von Lucie Frfr. Staël v. Holstein-Reval

Nannte Martin Luther die Ostseelände „das äußerste Bollwerk germanischer Kultur gegenüber asiatischer Wildheit“, dem er, für Verbreitung des reinen Evangeliums, eine hohe Bedeutung beimaß, so erscheint Narva an der Narova, die ihre gewaltigen Fluten wenige Kilometer von der Sowjetrussischen Grenze in den Finnischen Meerbusen wälzt, als dieses Bollwerks äußerster Vorposten. Und wohl auf keinem anderen Fleck der Erde tritt dieser uralte Sagensatz mit so erschütternder Deutlichkeit in die Erscheinung, wie ihn die mächtigen Festen Hermansburg und Zwangorod veranschaulichen. Dräuend, finster, furchtbar — zwischen ihnen der tosende Strom, ragen sie einander gegenüber auf. Die Ordensburg gedrungen, gleichsam in zusammengerasteter Stärke und doch aufstrebend, hochgerichtet, fernblickend. — Die breit hingelagerte Feste des Großfürsten Iwan III. von Nowgorod, mit riesigem Mauerwerk und wuchtig klobigen Wehrtürmen, weite Höfe umschließend, für zahlloses Kriegsvolk mit Weibern und Kindern, Pferden und Vieh Raum bietend. Gewappnete Kriegsmannen hier — dort eines Despoten wilde Horden. Wahrlich, man braucht die Geschichte Narvas nicht zu kennen, um sich zu sagen, daß sie mit Blut geschrieben ist — daß hier jahrhundertlang germanisch-skandinavisches und sarmatisch-slavisches Volkstum zusammenprallend, auf Tod und Leben, um weite Herrschaftsgebiete des Inlands und der Seeküste miteinander rangen. Unversöhnlich, wesensfremd wie es, aus dem Dämmergrau der Sage ins helle Licht der Völkergeschichte tretend, einander immer war und wohl bleiben wird bis ans Ende der Menschheitsstage.

Narvas vielbewegte Vergangenheit gliedert sich nach den rasch wechselnden Herrschaftsperioden. 1223 eroberte Waldemar II. von Dänemark Estland, gründete Reval, Wesenberg und Narva. 1347 bereits hatte die schwache Dänenherrschaft, die sich so entfernt vom Stammlande nicht halten konnte, ein Ende. Wohl flackerte sie unter Waldemar dem III., der in Estland erschien, um „seine Untertanen zu trösten“,

nochmals auf. In Narva nahm er sich der verarmten Kirche an und erließ einen „Gnadenbrief“, in dem er bestimmte, der Oberrichter oder Befehlshaber solle den Pfarrer nebst Kaplan und Scholaren an seinen Tisch nehmen, ihnen alle Jahre einen Rock von schönem Tuche, alle zwei Jahre einen Priesterrock nebst anderen Notwendigkeiten, wie auch Heu und Hafer auf zwei Pferde zum Besuch der Neubekehrten geben und davon, bei königlicher Ungnade, nichts abbrechen. Im selben Jahre aber überließ er das gesamte Herzogtum Estland, Narva inbegriffen, für 19.000 Mark reines Silber, kölnisches Gewicht, dem Deutschen Orden von Livland, dessen Herrschaft über Narva von 1347 bis 1558 währte und von schweren Kämpfen mit den Russen erfüllt war, bis der große Heermeister Walter von Plettenberg sie vernichtend schlug und einen 50jährigen Frieden erzwang. Sein Nachfolger Hermann von Brüggeneh errichtete das feste Schloß mit dem „Langer Hermann“ genannten Turme, von dem aus das Innere des 1492 erbauten Zwangorod überblickt werden konnte. Als der Friede, während dessen Narvas Handel sich mächtig entwickelt hatte, zu Ende ging, saß Iwan IV., der Schreckliche, auf Rußlands Thron, der alsbald, nachdem seine unerfüllbaren Forderungen zurückgewiesen waren, seine entmenschten Tartarenhorden mordend, brennend, plündernd über das unglückliche Land herfallen ließ. Narva wurde erstürmt und war fortan, von 1558 bis 1581, russisch. Auch diese kurze Periode war für den Handel der Stadt eine Blütezeit. Die Schiffe der Hansa, namentlich Lübeck's, legten nicht mehr in Reval an, das durch die furchtbaren Kriegswirren und -schäden lahmgelegt war, sondern segelten in den russischen Hafen von Narva. Da sah man die Flaggen von Spanien, Frankreich, England, Holland u. a. von den hohen Masten wehen und zahllos waren die Frachten an süßen Traubenweinen, Südfrüchten, Spezereien, feinen Tuchen, Brokaten, Sammet und Seiden, Linnen, Stückwaren, und was nur immer der Westen zu liefern vermochte — wie auch die Rückfracht aus Moskowien an kostbarem Pelzwerk, Leder, gesalzenen Fischen, Salg, Honig, Flachs und hundertlei östlichen Kostbarkeiten, die aufzuzählen nicht möglich ist. An diesem beispiellosen Handelsverkehr aber hatte Lübeck wohl den Löwenanteil mit seinen Faktoreien, deren Vertreter der Statthalter, auf des Großfürsten Geheiß, „wöchentlich zweimal zu Gaste laden, herrlich traktieren und wie Kinder lieblosen“ mußte, so heißt es in der Chronik. Auf der Zwangoroder Seite entstand eine typische russische Stadt, während Narva sein niedersächsisches Gepräge behielt. Für die zahlreiche handeltreibende Bevölkerung aber schlug eine grausige Schicksalsstunde. Dem wahn sinnigen Despoten war Mißtrauen eingeflößt worden oder in seinem frankten Hirn der Verdacht aufgetaucht, die Zwangoroder planten, ihn an den Polenkönig, mit dem er auf baltischem Gebiete im Kriege lag, zu verraten. Wutentbrannt schickte er einige tausend „Dpritschnik“, eine Truppe, die gewohnheitsmäßig seine großzügigen Mordbefehle ausführte, nach Zwangorod, seinen ahnungslosen Untertanen vor Spiegelnd, sie seien zum Schutze gegen etwaige Schwedeneinfälle, die sich mehrfach ereignet hatten, abgesandt. Aber kaum waren sie eingedrückt, so begann das grauenhafte Morden, dem, wie die Chronik berichtet, „sein

Russe, ob hohen oder niederen Standes, entrann — mit Weib und Kind wurden sie sämtlich hingeschlachtet. Alle Häuser, Speicher und Buden spoliert, alle Ware an Flachs, Wachs, Salg, Häuten, Hanf, kostbarer Pelzerei und Fellwerk, auf viele Sonnen Gold geschätzt, auf die Straße und ins Feld gebracht und verbrannt, also daß sie von wegen des Rauches, Schmauches und brandigen Stankes alle ersticken wollten. Deshalb haben sie das große Gut nicht mehr verbrennen können, sondern auf die Narvische Brücke geführt und in den fließenden Strom geworfen und also sinken und nach der offenbaren See fließen lassen. Und keiner durfte, bei seinem Halse, etwas von dem Gut bergen oder sich zunutze machen. Den deutschen Kaufleuten und estnischen Bauern aber ist kein Leid geschehn“.

Unterdessen wüteten die tartarischen Horden Zwans mit Mord und Brand im ganzen unglücklichen Lande, es, mit Hunger und Pest im Gefolge, dem schrecklichen Zwan von der Düna bis zur Narova unterwerfend. Der Orden, ohne Zugang aus dem ohnmächtigen, zerfallenen Deutschland, samt den spärlichen Resten der Edelleute und städtischen Bürger, wandte sich, um Hilfe flehend, an die Krone Schwedens, deren großer Feldherr Pontus de la Gardie, nach mehrfachen Siegen und Eroberung der Schlösser Kapsel, Weissenstein und Wesenberg, Narva belagerte und mit „Kartauen“ beschießen ließ, welche, „wie alle Kriegsleute mancherlei Nationen bekannnten, ihr Lebtag bei keinem Potentaten dergleichen großes und schweres Geschütz gesehn hätten. Nachdem drei Tage und Nächte ohn Unterlaß geschossen und die 3 Faden dicken Mauern niedergeworfen, da hat Pontus de la Gardie nicht nur die Landsknechte, sondern alle Hofleute, Schiffsleute und Jedermanniglich, der dazu Lust verspürte, aufgerufen, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen und freigegeben alles Gut was in der Narve war, 24 Stunden zu rauben, wobei ein Jeder was er nur kriegen könne sich zur Beute machen solle. Da hat sich Jedermann zum Sturm gerüstet, nicht anders als zum Tanz. Hofleute und Reiter, Schweden und Deutsche. Da ist es in der Narve an ein Schlachten und Würgen gegangen und weder Alt noch Jung, Weib und Kind verschont. 2000 Strelitzen oder Hafenschützen, 300 Bojaren und ihre Mannen nebst allen rußischen Einwohnern und ihr Gesinde, ins gesamt 7000 Leute, sind da niedergemacht worden. Der Name Pontus de la Gardie wurde bei den Rußen so furchtbar, daß er in den Litaneien ertönte und Gott um Abwendung dieses schrecklichen Feindes wie allen andern Abels angefleht wurde“.

Unter schwedischer Herrschaft, auch während beständiger Kämpfe und Drangsale, befestigten sich kulturelle Ordnung und solider Wohlstand. Sonderlich unter dem Schutze des großen Königs Gustav Adolf, der, mitten im Kriegsgetümmel, seiner evangelischen Untertanen Rechtspflege, sowie ihr Kirchen- und Schulwesen förderte. In all den beispiellosen Kriegsnöten war ein starkes Geschlecht, an Entbehrungen gewohnt, herangewachsen, das immer wieder den Mut aufbrachte, sich aus Schutt und Trümmern heraufzuarbeiten und seines Lebens froh zu werden. Das äußerte sich freilich zumeist in erstaunlich üppigen Traktamenten, in denen man sich, nach jammervollen Hungerzeiten, schadlos hielt. Z. B. berichtet der Reisende

Olearius von einem Abendschmause von 48 Gängen und entsprechendem Getränk und andern „Traktamenten an fürstlich bestellter Tafel allwo des öften auch gute Gespräche vorfielen“. Furchtbare Jahre durchlitt Narva unter Karl XII., daß, nach jahrelangem Ringen dieses tollkühnen Draufgängers mit seinem großen Gegner, dem Zaren Peter, unter ungeheueren Menschenopfern, samt Est- und Livland, Rußland zufiel. Von 1704 bis zum Zusammenbruch des Zarenreiches diesem angegliedert, und dennoch sein urgermanisches Gepräge, um seine Hermannsburg geschart, Zwangorod gegenüber bewahrend. Unter Peter und seinen Nachfolgern ging der Handel stark zurück, da der Hafen von Petersburg für den gesamten Schiffsverkehr von maßgebender Bedeutung wurde. Zu hoher Blüte gelangte dagegen die Industrie, indem zwischen 1820 - 58 drei von den enormen Sturzfluten der Narova getriebene Fabriken, die es bald zu Weltruf brachten, entstanden: Die Narvaer Tuchfabrik, die Flachsmannufaktur und die Baumwollspinnerei Krähnholm. Die zwei ersteren Gründungen von Baron Stieglitz. Heute Aktienunternehmen, in denen auch viel reichsdeutsches, englisches, auch holländisches Kapital investiert ist. Jede galt für die beste ihrer Branche in Rußland. Vor dem Kriege beschäftigten sie: Tuch- 1400, Flachs- 2400, Krähnholm 12.000 Arbeiter. Durch Krieg und Revolution nebst Verschleppung durch die Bolschewiken erlitten die Fabriken enorme Verluste, auch das Fehlen des großen Absatzgebietes Rußland bleibt sehr fühlbar, so daß die Betriebe eingeschränkt werden mußten und gegenwärtig nur 3000 Arbeiter beschäftigt werden können. Trotzdem werden die Erzeugnisse heute fast in die ganze Welt exportiert: Suche nach Ostasien, Amerika, England, den Balkanstaaten. Leinwand findet in Europa weite Verbreitung. Krähnholm versendet 120 Sorten Baumwollfabrikate. Daß alle drei Fabriken so großen Absatz in Staaten haben, die selbst über eine hochentwickelte Textilindustrie verfügen, spricht für die vorzügliche Qualität der Ware. Auf mehrere Kilometer Entfernung hört man das Donnern des gewaltigen Wasserfalls, der sie mit 12.000 Pferdekraften in Bewegung setzt, während noch 60.000 ungebändigt dahinbrausen, einen prachtvollen Anblick, namentlich durch die in Europa unvergleichliche Breite des Gefälles darbietend.

Bei der Befreiung Estlands aus der blutigen Umklammerung der Bolschewiken haben sich die schwersten Kämpfe abgespielt, nachdem die deutschen Besatzungstruppen abzogen und das estnische, schnell formierte Volksheer mit dem, aus unseren Freiwilligen gebildeten, glorreichen Baltenregiment die teils in Flammen stehende Stadt eroberte. Die Einwohnerzahl ist denn auch um die Hälfte zurückgegangen und beträgt eben nur etwa 27.000, davon nicht mehr als 530 Deutsche, wovon wiederum nur 350 Mitglieder der estl. Kulturselbstverwaltung, die übrigen Auslandsdeutsche sind. Dieses Häuflein aber entfaltet eine rege, opferbereite Tätigkeit für Kirche und Schule und geselligen Zusammenschluß und ist im Wachsen begriffen, fehlt es ihr doch, trotz geringer Mittel, nicht an wirtschaftlicher Energie und Tüchtigkeit. Viele sind Angestellte genannter sich aufwärts entwickelnder Industriewerke, oder am dreiviertel Dampferstunden von Narva entfernten See-

bade Hungerburg, dem Narvaer Vorhafen, tätig. Dieser prachtvolle, von hohen, bewaldeten Dünen geschützte, steinfreie, 100 Meter breite Sandstrand zieht sich kilometerweit am Finnischen Meerbusen hin und war mit seinem schönen Park und der großen Zahl im Kiefernwalde verstreuter Villen ein vielbesuchter Badeort des vornehmen Petersburg, das allsommerlich mit etwa 10.000 Badegästen vertreten war. Der Krieg hat hier furchtbar gewütet. Verwüstet und verfallen die hübschen Häuser, zum großen Teil herrenlos geworden, nachdem ihre Eigentümer vielfach gänzlich verschollen sind. Sie werden von Jahr zu Jahr von den Leuten, die sie übernommen haben, mehr in Stand gesetzt oder verkauft, so daß der 1874 vom Narvaer Bürgermeister Adolf Hahn begründete Badeort, mit seinem stattlichen Kurhause, das dereinst manchen Gast aus kaiserlichem Hause in seinen Räumen sah, das alte Gepräge, wenn auch gesellschaftlich mit verändertem Anstrich, wiedergewinnt. In dieser Saison waren es 5000 Besucher. Ein bedeutender Prozentsatz Finnländer und Schweden. Der wenig verlockende Name Hungerburg, mit dem am entgegengesetzten Ufer der Narova gelegenen Dorfe Magerburg, soll von Peter dem Großen herrühren, der hier mit seinem Heere vor Narva recht empfindlichen Mangel litt.

Narva wird gegenwärtig viel von Estland besuchenden Touristen aus aller Welt aufgesucht, und wahrlich sie tun gut daran, denn die stolze germanische Wacht im Osten mit ihrer ruhmreichen Ausdauer ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

—♦—
BCU Cluj / Central University Library Cluj

Die Minderheiten und das internationale Recht

von Arpad Török-Rovin (Jugoslawien)

Das Minderheitenproblem läßt sich von zwei Gesichtspunkten aus betrachten. Der eine sieht darin eine innerstaatliche Angelegenheit, die nach souveränem Recht des Staates ihre Lösung findet. Der zweite Gesichtspunkt erblickt darin eine internationale Angelegenheit, die mit souveränem staatlichen Recht weder praktisch noch sittlich lösbar ist. Für die erste Auffassung ist der Londoner Bericht des Dreierkomitees vom 7. März 1929 bezeichnend, für die zweite ließe sich — allerdings unter starken Vorbehalten — die Denkschrift der deutschen Regierung anführen. Das Dreierkomitee hat sich hart bemüht, die Aufgabe des Völkerbundes bezüglich des Minderheitenschutzes als mit der Souveränität der Staaten nicht im Widerspruch stehend zu schildern. Als Hauptargument (und gleichzeitig auch als Hauptforderung) wird angeführt, daß die Minderheit selbst keine Prozeßpartei ist, daß ihre Petitionen lediglich informatorischen Charakter haben und daß die Entscheidungen des Rates oder die Bemerkungen des Sekretariats den betroffenen Regierungen gewissermaßen hinter den Kulissen mitgeteilt werden. Allerdings ist es dieser Theorie nicht ganz gelungen, die absolute Souveränität der Minder-

heitenstaaten nachzuweisen, da das Recht des Völkerbundes sich mit innerstaatlichen Angelegenheiten zu befassen, mit dem Grundsatz voller Souveränität nicht vereinbar ist. Immerhin wird durch diese Theorie der Souveränität der geringste Abbruch getan. Befräftigt wird diese Auffassung durch die Behauptung, die Minderheit sei keine selbständige Gruppe im Staate, sondern ein Bestandteil der Nation des Staates. Die Unklarheit über den Begriff der Nation hat man scheinbar absichtlich belassen, um den Minderheiten auch nach sittlichem Recht jede Rechtspersönlichkeit abstreiten zu können und dem Minderheitenproblem seine internationale Spitze zu nehmen.

Die deutsche Denkschrift, wie anspruchlos sie in dieser Hinsicht auch sein mag, sie läßt weitgehende Schlußfolgerungen zu. Es wird hier die Forderung aufgestellt, daß sich der Rat seiner Pflicht, die Schutzverträge zu garantieren, nicht allein dadurch entledigen soll, daß er die Petitionen behandelt, er sollte vielmehr selbständige und fortlaufende Kontrolle über die Durchführung der Verträge ausüben. Auch hier wird dem Dogma der Souveränität Rechnung getragen. Das kommt darin zum Ausdruck, daß man bei der technischen Durchführung des Vorschlages die Staatshoheit in höchstem Maße verschont sehen will und auch darin, daß Analogien aus der Vergangenheit des Völkerbundes angeführt werden, um den Vorschlag nicht als völliges Novum erscheinen zu lassen. Ein Unterschied zwischen beiden Auffassungen besteht dennoch. Heute finden die Minderheiten nur dann Schutz beim Rat, wenn sie sich selbst rühren und melden; unterlassen sie das in konkreten Fällen, so ist ihre Sache von vornherein verloren. Nach deutschem Vorschlag würde das Auge des Rates ständig über den Minderheiten wachen. Werden die Minderheiten auch durch dieses Verfahren noch keine ausgesprochenen juristischen Personen, so wird ihr Charakter als Rechtspersönlichkeit mehr hervorgekehrt, weil ihr Verhältnis zum Staat in ein, diesem übergeordnetes Forum sichtbarer einmündet. Der Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Zustand und dem deutschen Vorschlag liegt nicht so sehr in der Form, wie in dem Sinn. Dem Berichte des Dreierkomitees zufolge wird von der Existenz der Minderheiten nur dann Kenntnis genommen, wenn die Minderheiten (oder sonst jemand) eine Verletzung der Verträge melden. Solange dieser Fall nicht eintritt, gibt es für die internationale Politik keine Minderheiten, sondern nur Staaten. Trotzdem der deutsche Vorschlag keinen wesentlich anderen formaljuristischen Standpunkt einnimmt als das Dreierkomitee, liegt sein Sinn viel weiter. Demnach sind die Minderheiten eine ständige Angelegenheit der internationalen Politik, die sich damit auch dann zu befassen hätte, wenn es dazu keinen konkreten Anlaß gibt. Ihren innerstaatlichen Charakter behalten die Minderheiten lediglich aus dem Mangel einer internationalen Rechtsstellung. Um die beiden Auffassungen noch schärfer gegenüberzustellen, könnten wir sagen, daß für das Dreierkomitee das Minderheitenproblem im äußersten Falle zu einer völkerrechtlichen Angelegenheit werden kann, während in der deutschen Denkschrift ein internationalrechtlicher Charakter angedeutet wird. Das Völkerrecht hat die unbedingte Souve-

ränität der Staaten zur Voraussetzung, der Inhalt der Völkerrechtsfazungen konkretisiert sich immer zwischen zwei Einzelstaaten. Für das internationale Recht tritt die einzelstaatliche Souveränität zurück, zum Rechtssubjekt wird die Kollektivität von Staaten, der Einzelstaat wird nicht dem anderen Einzelstaat gegenüber, sondern der staatlichen Kollektivität gegenüber verpflichtet.

Wir wollen unumwunden zugeben, daß sich das Minderheitenproblem heute praktisch in einer solchen Schärfe noch nicht offenbart, was schon deshalb nicht möglich ist, weil das internationale Recht weder praktisch noch begrifflich geklärt ist. Wir wollen auf unsere Schlußfolgerung dennoch nicht verzichten, wenn wir die beiden Auffassungen auch nur als Gegenpole betrachten, zwischen denen das Minderheitenproblem ideologisch pendelt. Wir glauben das Recht beanspruchen zu können, ein Problem von einer neuen Seite aus zu betrachten, selbst wenn die Mittel dieser Betrachtungsweise an sich noch keine vollkommene Arbeitsmethode zulassen. Trotz der großen Literatur ist man mit dem Minderheitenrecht heute noch arg in Verlegenheit. Unser Denken ist noch stark durch den Begriff der Souveränität befangen; es gibt entweder die eine oder die andere Souveränität, eine Überwindung des Souveränitätsgedankens, durch Schaffung souveränitätsfreien Raumes, ist bisher nicht recht gelungen. Nun ist aber gerade das Minderheitenproblem dazu angetan, das Denken in diese Richtung zu lenken. Es läßt sich heute schon zu dem Problem von diesem Gesichtspunkt aus Stellung nehmen. Praktisch ist das internationale Recht (in obiger Terminologie) auf wenige Angelegenheiten der Weltpolitik beschränkt. Es besteht dort, wo es eine Kollektivsouveränität der Staaten gibt, wie z. B. in Langer. Das Mandatsrecht kann als embryonales internationales Recht betrachtet werden. Wenn das Minderheitenrecht auch Ansätze zu einem internationalen Recht aufweist, so gehört es heute deshalb noch nicht ganz in diese Kategorie, weil die Minderheitenstaaten mit dem internationalen Forum nur dann zu tun bekommen, wenn sie ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen überschreiten. Nun weisen Rechtsidee und Nachkriegsgeschichte des Minderheitenproblems immerhin in diese Richtung.

Wenn sich ein Gebiet zu einem Staate formt, so kann es die Vollstaatlichkeit nur durch die völkerrechtliche Anerkennung der übrigen Staaten erlangen. In der Regel erfolgt diese Anerkennung unter der Voraussetzung, daß der neue Staat die Grundsätze des Völkerrechtes beobachten wird. Zur Gewährung der Vollstaatlichkeit ist im allgemeinen keine weitere Voraussetzung erforderlich. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß gewisse einschränkende Bestimmungen gemacht werden, die nicht rein völkerrechtlicher, sondern innerstaatsrechtlicher Natur sind, ehe die Vollstaatlichkeit gewährt wird. Das wird der Fall sein, wenn der neue Staat sein Dasein der Hilfe anderer Staaten verdanken kann. Dies geschah u. a. auf dem Berliner Kongreß gewissen südosteuropäischen Staaten gegenüber. Eine solche bedingte Anerkennung bedeutet, trotz aller Schönfärberei, eine Einschränkung der Souveränität. Als normale, selbstverständliche Voraussetzung der Anerkennung kann nur gelten, daß der neue Staat den übrigen Staaten gegenüber die gleichen Verpflichtungen auf

sich nimmt als diese ihm gegenüber. Die Völkerrechtsordnung kann anerkannt und befolgt werden, ohne daß sich ein Staat auf bestimmte innerstaatliche Rechtsgrundsätze festlegt. Werden nun solche Rechtsgrundsätze zur Voraussetzung gemacht, so ist die so gewährte Souveränität defekt.

Bei der Schaffung der Friedensverträge wurde dieses Verfahren in verstärktem Maße angewendet. Man hat ganz Osteuropa Verpflichtungen auferlegt, die Westeuropa nicht kennt. Wie ist nun dieses Vorgehen ethisch zu begründen? Die Entente hat einen Kollektivsieg errungen, wobei die Großmächte den Ausschlag gegeben haben. Die Erbschaftsmasse des Weltkrieges lag in den Händen der Großmächte, die diese zur Verteilung gebracht hatten. Im Vergleich zu anderen Kriegen war die Lage insofern verschieden, als nicht Einzelstaat mit Einzelstaat Krieg führte, sondern ein Bund gegen einen anderen Bund. Nun hat sich aber die Bundesmacht und auch das Bundesrecht schon während des Krieges auf die wenigen Großen beschränkt. Die Respektierung der tatsächlichen Bundesmacht hat die Träger derselben in die Lage versetzt, die Verteilung des Siegespreises eigenmächtig vorzunehmen. Das was also aus der Masse neu verteilt werden sollte, unterlag vorher der ausschließlichen Souveränität des in Paris sich konstituierenden internationalen Forums, der „Big three“. Die späteren Empfänger der eroberten Gebietsteile hatten darauf keinen rechtlich festbegründeten Anspruch, weil Amerika, das schließlich die Entscheidung herbeigeführt hat, die vorausgegangenen Abmachungen nicht anerkannte. Rechtlich lag dem also nichts im Wege, wenn den neuen Staaten in den neuen Gebieten nur beschränkte Souveränität zuerkannt wurde. Sittlich war diese Beschränkung um so begründeter, als das Staatsbildungsprinzip, die nationale Idee, nicht rein durchgeführt werden konnte, sondern auf Kosten der Minderheiten verletzt worden ist. Man hat den neuen Staaten ein großes Maß an quantitativer Souveränität (Gebietshöhe) verliehen, dafür aber die qualitative Souveränität über die aus dem Staatsbildungsprinzip herausgefallene Zuschußbevölkerung eingeschränkt. Die rechtliche Form dieser Einschränkung bilden die Minderheitenschutzverträge.

Der internationalrechtliche Charakter dieser Verträge ist etwas verwischt. Für die Rechtsverpflichteten, die Minderheitenstaaten, handelt es sich dabei lediglich um ein negatives Gebot, so lange dieses befolgt wird, kommt die mangelhafte Souveränität nicht zur Geltung. Hier liegt auch der Grund für die häufig betonte Anschauung, daß durch die Minderheitenschutzverträge die Souveränität der Staaten nicht berührt wird. Etwas deutlicher tritt der internationalrechtliche Charakter dieser Verträge hervor, wenn wir sie von ihrem Inhalte aus betrachten. Sie beinhalten ein Recht, welches aktiv in den Minderheiten verkörpert ist. Wohl behauptet man, die Minderheiten seien keine juristischen Personen, aber die eigentlichen Träger dieses Rechtes sind doch sie. Wenn wir auch zugeben müssen, daß sie nach positivem Recht keine juristischen Personen sind, so läßt es sich nicht leugnen, daß sie der Idee nach Rechtspersönlichkeit besitzen. Damit haben wir aber bereits einen souveränitätsfreien Raum aufgedeckt. Die Rechtspersönlichkeit der Minderheiten schwebt zwischen Staat

und dem internationalen Forum, welches ihr Recht garantiert. Dieser Sachverhalt wird durch die übliche Lehre verdeckt, er läßt sich aber nicht wegdenken, wenn man einmal den Mut hat, ihn aufzudecken. Wir haben es also mit einem Tatbestand zu tun, der seiner ganzen Anlage nach dazu angetan ist, in das positive internationale Recht überzugehen. Noch deutlicher wird das auf seiten des internationalen Forums, welches die Verträge garantiert. Hier haben wir es mit einer deutlichen Entwicklung in der Richtung des internationalen Rechtes zu tun. Auf dem Berliner Kongreß waren es die Großmächte, die das damalige Minderheitenrecht in den südosteuropäischen Staaten garantierten. Diese Großmächte waren jedoch zu keinem Kollektivum verbunden, die Funktion der Garantie haftete am Einzelstaat. Als Rechtsverpflichteter und Rechtsgarant waren Staat und Staat. Ihre Beziehungen, welcher Natur sie auch immer waren, hatten völkerrechtlichen Charakter. Heute ist nicht der Einzelstaat Garant, sondern der Völkerbundrat, ein Kollektivum von Einzelstaaten. Die rechtlichen Handlungen dieses Kollektivums sind nicht mehr völkerrechtlicher Natur, weil darin die Souveränität des Einzelstaates nicht mehr zum Ausdruck kommt: sie sind internationalrechtlicher Natur. Wir konnten also die Wahrnehmung machen, daß das Minderheitenrecht deutliche Ansätze zum internationalen Recht aufweist. Wenn dieser Artikel über das Problem auch noch keine völlige Klarheit verbreitet, so kann er vielleicht dazu angetan sein, sachkundigere Forschung in diese Richtung zu lenken.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Besuch in der Zips

von Dr. Richard Csaki-Hermannstadt

Wer, von Sillein aus das Waagtal hinauffahrend, an die Wasserscheide der Waag und Popper, der Donau und Weichsel, und damit des Schwarzen Meeres und der Nordsee gelangt, dem bietet sich plötzlich ein gewaltiges Landschaftsbild dar: Aus fruchtbarer, mit großen deutschen Dorfgemeinden übersäter Hochebene erhebt sich ein majestätisches Gebirgsmassiv, das wie keines in Europa den Eindruck völliger Inselfeschlossenheit macht: Die hohe Tatra. Die hohe Tatra ist das absolut beherrschende Element dieses Landes auf viele, viele Kilometer hin. Lieblich und sanft führt die Hochebene bis auf etwa 1000 Meter hinan und da mit einem Schlag reckt sich der Riese steil und ohne Übergänge hinauf bis zu den Schneehöhen der Lomnitzer und Meeraugen-Spitze. Ein Kranz von Gipfeln in ewigem Schnee, geformt von allgewaltiger Schöpferhand zu dem wie aus einem Guß dastehenden, herrlichen, mit einem Blick zu erfassenden, ringförmig geschlossenem Gebirgswall!

Das ist eine Natur, die den Menschen in den Tälern ringsum gewissermaßen zwingt, sich ihr zu fügen, sich einen ihr entsprechenden Charakter anzueignen. Das Zipser Deutschtum, das gerade am Süd- und am Ostabhang der

Tatra am geschlossensten siedelt, ist ein Produkt dieser Natur. Ich mußte unwillkürlich an die eigene Siebenbürgische Bergheimat zurückdenken, wie es einem hier so ganz selbstverständlich ist, daß z. B. der Kronstädter Sachse seine ausgesprochene Eigenart der Lage am Rande der herrlichen Ebene, im Angesicht des rauschenden Bergwaldes, der eigenwillig ihre Sonderform betonenden Felsengipfel verdankt. Hier zugleich auch am Ausgang des verkehrsfördernden Pafsteiges erwuchs ein Geschlecht, in sich geschlossen, geborgen unter dem Schutz der Zinne, jeder eine Persönlichkeit für sich und doch weltzugekehrt, aufgeschlossen dem erwerbsfreudigen Handel wie auch allem Geistigen und Künstlerischen, das eine nur hier aus diesem Heimatboden verständliche Formung erfuhr.

Ähnlich in der Zips! Ein hartes Kolonistentum aus derselben Zeit, aus demselben Holz geformt wie wir in Siebenbürgen. Auch hier unter der Allgewalt der mächtigen Karpathennatur eine Heimatliebe, eine Bodenverwurzelung, die das ganze Sein durchtränkt, die Grundlagen der ganzen Volksverbundenheit schafft. Auch hier eigenwilliges, eigenbrödlisches Volkstum, das aber zugleich an Ordnung und Kunstfertigkeit, an Bürger- und Bauerntüchtigkeit das glänzende Muster für das ganze Land ringsum wird. Auch hier die Weltverbundenheit, die Geschäftigkeit in Handel und Gewerbe an der Grenzscheide der beiden großen Flußsysteme Osteuropas. Fast zu weitgehend diese Weltverbundenheit: Die besten Söhne der Zips sind dem Volkstum von jeher entzogen worden, indem sie als ausgezeichnete Beamte, als Gelehrte, als Politiker sich dem ungarischen Staate zur Verfügung stellten, sprichwörtlich war schon das Vertrauen, das einer genoß, einfach weil er ein Zipser war. In Budapest besteht auch heute noch eine festgeschlossene Zipser Kolonie, und die vielen nach Amerika ausgewanderten Zipser Sachsen haben nach dem Umsturz durch materielle Hilfe wesentlich dazu beigetragen, die Not in der Heimat zu lindern — sie alle beseelt von dem brennenden Heimweh, das niemanden durchs Leben verläßt, dessen Dorf im Schatten der Tatra stand.

Warum ist solches Volkstum nicht zur gleichen, auch den politischen Stürmen des 19. Jahrhunderts trotzenen Geschlossenheit gelangt wie die unter so ähnlichen Umständen kolonisierten Siebenbürgen Sachsen? Wer als Fremder das heutige Räsmark durchwandelt, dem offenbaren sich schon auf den ersten Blick allerlei Gründe dafür. Räsmark hat heute etwa 6400 Einwohner, Leutschau, die größte und auch baugeschichtlich eindrucksvollste Stadt der Oberzips hat nur mehr eine kleine deutsche Minderheit, die übrigen „Zipser Städte“ sind heute eigentlich größere Landgemeinden. Räsmark selbst macht den Eindruck einer wohlhabenden, kleinen Landstadt mit mancherlei Gewerbe. Man schreitet die Hauptgasse entlang, rechts und links typische, schmale, schindelgedeckte Häuser deutscher Kleinbürger, im Erdgeschoß meist ein kleiner Laden, im Stockwerk gegen die Gasse wohl die gute Stube. Blickt man in den Hof hinein, so sieht man in der Tiefe verlaufend die Wirtschaftsgebäude, abschließend, zum schmalen Hofe quergestellt, die Scheune. Der Eindruck eines halb ländlichen Bildes wird verstärkt, wenn man in die

Nebengasse gelangt, die hinter diesen Scheunen parallel zur Hauptgasse verläuft: Da sieht man sich aus jeder Scheune nicht nur das Einfahrtstor, sondern auch ein „Hintertürchen“ öffnen, durch das die Hausfrau schlüpft, um über die Gasse zu dem anderen Türchen zu gelangen, das sie in den zur Wirtschaft gehörenden Gemüsegarten führt, und hinter diesem Garten bergauf gehts schon ins Freie.

Räsmark, der Mittelpunkt (auch geistig) des Zipser Deutschtums, ist also ein deutsches Landstädtchen ohne jenes führende Patriziertum, das in Siebenbürgen selbst den kleinen Orten eigentümlich war, und in gewissem Sinne heute noch ist. Dazu das traditionelle Abwandern der auf den Hochschulen Gebildeten — die organische Heranzüchtung eines auch politische Aufgaben erfassenden Führerstandes hat so tragischerweise nicht erfolgen können. Das starke Heimatgefühl, das die in Budapest sitzenden Zipser Beamten und Professoren in sich trugen, war wohl eine schöne und sentimentale Angelegenheit, es verhalf dem Zipser Deutschtum aber nicht dazu, sich seinen Volks- und Heimatsboden ungeschmälert zu erhalten.

Aber noch etwas wird dem Fremden blihartig klar, wenn er durch die Hauptgasse Räsmarks wandelt, etwas, wovon er wohl in der Geschichte oft Kenntnis genommen hat, was aber erst Anschaulichkeit gewinnt und Begriff wird im Anblick der beiden auch architektonisch interessanten Gebäude: der katholischen Kirche und des Thököly'schen Schlosses. Ähnlich wie in Siebenbürgen hat das Zeitalter der Anjou'schen Könige eine Blüte der oberungarischen Städte hervorgebracht, aber schon im Jahre 1412 wurde dieser Entwicklung ein verhängnisvoller Marktstein gesetzt durch die Verpfändung von 13 Zipser Städten an Polen, die über dreihundert Jahre dauern sollte. Während also in Siebenbürgen die Vereinheitlichung des Volkstums auch in politisch-staatsrechtlicher Beziehung, wenn auch oft gehemmt so doch im wesentlichen geradlinig fortschritt, wurde über die Köpfe der Zipser Deutschen hinweg durch diese Zweiteilung des Gebietes jede Entwicklung in größerem Rahmen unterbunden. So kam es auch, daß in ganz anderem Maßstab als in Siebenbürgen, wo die Grenzen des Königsbodens als des Wohnraumes einer unantastbaren ständischen Nation eifersüchtig bewacht wurden, der ungarische Adel Ansprüche auf die Beherrschung der deutschen Gebiete erhob, indem er die Schwäche des Königtums wirksam ausnützte. Früh schon gab es keine wirksamen Schranken in den oberungarischen Städten, die dem Eindringen fremder (und in besonders großer Zahl auch slavischer) Elemente Halt geboten hätte, während zu gleicher Zeit in Siebenbürgen starke Privilegien die Tore der Gemeinden verschlossen.

So steht das Thököly'sche Schloß als eine Zwing-Uri mitten in Räsmark, dem Herzen der Zips! Es erzählt Bände von den Leiden der Bürger und Bauern unter dem Joch der wechselnden Adelsgeschlechter, gegen das — zu ihrer Ehre sei's gesagt — sich die Zipser Deutschen mannhaft zu wehren suchten.

Aber es trat in ihrer Geschichte etwas anderes hinzu, was sie wieder mit dem Adel mehr zusammenführte und was, letzten Endes und innerlich genommen, doch das entscheidende Moment für die Entwicklung der nächsten Jahrhunderte geworden ist: Die Reformation und die Gegenreformation. So wie die

Siebenbürger Sachsen wandten sich auch die Zipser in ihrer Gesamtheit dem Evangelium zu. Aber die Gegenreformation hat hier (in größerer Nähe des jesuitischen Zentrums, in schutzloserer staatsrechtlicher Lage) viel, viel schärfere Formen angenommen als in Siebenbürgen, „dem Lande der Duldung“, dem Lande der rezipierten Konfession. Überhaupt scheint es für die größere völkische Sicherung des Siebenbürger Sachsentums gegenüber der schwächeren Stellung der Zipser von großem Belang, daß die Sachsen im Rahmen des selbständigen Fürstentums ihre Sonderstellung immer viel besser behaupten konnten als die Zipser, die in dem Königreiche Ungarn leichter ein Spielball für die Willkür der höheren streitenden Parteien wurden. Sie sind im wesentlichen die Leidtragenden geworden in dem furchtbaren Ringen, das sich zwischen dem fast durchgängig kalvinischen Adel und dem katholischen Habsburgertum entspann. In dem verzweifelten Kampfe um Glauben und Heimat haben sich diese beiden Gefühlskomplexe tief und unausrottbar in die Seele des Zipser Volkes eingegraben und es ist daneben der dritte Begriff, der die seelische Verfassung der Siebenbürger Sachsen zu einem harmonischen Dreiklang gestaltete, verblaßt: Der Begriff des Volkstumes. Hierin liegt nach meiner persönlichen Beobachtung der Schlüsselpunkt zum Verständnis der psychologisch schon ins 17. Jahrhundert zurückführenden Entnationalisierung der Zipser Sachsen: In ihrem Kampfe um den Protestantismus haben sie beinahe den Glauben an einen deutschen Gott verloren. Niemand mache ihnen diesen geschichtlich aufgezwungenen Vorgang zum Vorwurf. Sie haben sich den kalvinistischen Ubligen näher gefühlt als dem wenn auch deutschen, so doch erzkatholischen Kaisertum. Unsäglich sind die Leiden, die ihre glaubensfrohen Volksgenossen unter der Gegenreformation zu erdulden hatten, da schien die Geißel der Magnaten doch noch weniger blutig. In Rázmart die katholische Kirche neben dem ungarischen Grafenschloß — Zeugen der Geschichte des Zipser Volkes, das dazu noch von der slowakischen Welle überflutet wurde. —

Heute nach langer Magyarisierungsperiode gehen wieder deutschsprechende Schulkinder durch die Straßen, neben der altberühmten evangelischen Holzkirche erhebt sich ein großes (wenn auch architektonisch scheußliches) Gotteshaus. Der internationale Fremdenverkehr belebt die Gegend, verbindet das neuerwachte Deutschtum mit dem großen deutschen Kulturkreis und schafft ihm große Erwerbsmöglichkeiten. Es hält sich und wird sich halten, wenn auch an Zahl und Gewicht stark zurückgedrängt. Mit dem letzten Blick noch umfängt der ostwärts weiter Fahrende die Gipfel der Satra, die — ewig gleich und ewig unberührt vom Treiben der Menschen und Völker — das Land überragen.



Die „Gemeinde“ in der Zips

von Jonathan Haberern

Wie eine große Verbrüderung der Gesamtheit bestand, so errichteten die einzelnen Gemeinden besondere Bruderschaften zu besonderen Zwecken. In einer alten Satzung einer solchen Bruderschaft heißt es: „Die Brüder verpflichten sich Brüderlichkeit zu üben an dem Nächsten bis über das Grab hinaus treu und unveränderlich. Ruft einen der Brüder der Herr über Leben und Tod aus dieser Zeitlichkeit ab, dann müssen ihn alle zum Grabe geleiten, daß er christlich zur Erde bestattet werde. Bei Krankheiten müssen die Brüder des Kranken Acker bestellen und ihm das Getreide in die Scheuer fahren. Die Witwe werden sie schützen und daß die Waisen nicht zu Ecksteinen werden, da wo zwei Landstraßen zusammenlaufen, werden sie die Brüder in ihre Obhut nehmen und dafür Sorge tragen, daß sie aufwachsen in der Furcht und Ermahnung zum Herrn.“ Heute noch bestehen diese Bruderschaften, die sich 14 Tage hindurch zum „Bruderbier“ versammeln. Am Johanni-Abend, wenn die Feuer auf allen Bergen das Fest kund tun, schließen sie ihre Rechnungen als in der letzten Zusammenkunft. Bevor die Glieder auseinandergehen, nennt der Brudervater die Namen der Verstorbenen und die Namen der jüngst Aufgenommenen.

Wenn Krankheit jemanden auf das Lager streckt, dann gedenkt der Vermögendere des Leidenden, wie sonst immer des Bedürftigeren und läßt ihm zukommen, was ihn stärken und erfrischen kann. Verwandte und Bekannte vereinigen sich zu seiner Pflege und halten aus bei ihm, bis er entweder gesundet oder eingetret zur Ruhe. Ausgediente Hirten finden ein Friedensplätzchen im Hospital. Kein Gemeindeglied wird dem Drucke des Bittens einer Gabe beim Wandern von Haustür zu Haustür preisgegeben, für jedes findet sich „ein Winkelchen“ und „ein Rappchen Brot“ in irgend einer Familie. So werden auch die Waisen in Familien, nicht in kalte Waisenhäuser verteilt, durch das Leben im Hause gewöhnt und für das Leben tüchtig gemacht.

Der Gemeinden Stolz sind die Schulen, die Kirchen, die Pfarrherren und die Lehrer, und es ist ihnen noch Bedürfnis, in die Kirche zu gehen. Wenn jemand notgedrungen die Predigt versäumt, kann man gewiß im Verlaufe der Woche die Auserung von ihm hören: „Mir fehlt die ganze Zeit hindurch etwas, die Arbeit will mir nicht recht von Händen; es ist doch wahr, was das Lied sagt: „Wirst du mir nehmen diesen Tag, / Will ich dir machen die Woche voller Plag.“ Auf den Dörfern singt die ganze Familie vor und nach dem Kirchgang gemeinsam ein Lied; das natürliche Stimmengefüge, als Deutung des Seelenlebens, hat wahrlich etwas Ergreifendes. In größeren Städten hat sich diese Sitte in die Vorstädte zurückgezogen. Der Hausvater mit dem Rohrstocke geht voran und hinter ihm die übrigen Glieder des Hauses. Die Predigt wird nachgeschrieben und zu Hause durchgesprochen. Die Prediger, die sich da am liebsten Seelsorger nennen,

und die man im Auslande des Rationalismus zeih, haben nichts von dem weinerlichen, nichts von dem stichelnden Wesen, sie verkünden ein gottesfreudiges, weltbestiegenderes Christentum und Vertraung seiner Kraft und leben und sterben in seinem Strahlen, seiner Wärme, seinem Troste und haben die Überzeugung, daß unverwelkt aus dem Herzen kommen müsse, was wieder zum Herzen dringen und Reime des Lebens treiben soll, und daß die ewige Sonne beleuchtet, erwärmt, angezündet haben müsse, was wieder wärmen und leuchten soll.

Der Jugend Freude ist der „Majales“, der aber erst im Juni gefeiert wird. Erscheint der festgesetzte Tag und ist der Himmel wolkenleer, dann ertönt die Trommel in den Straßen, die Kinder versammeln sich vor dem Schulgebäude, die Ordner aus ihrem Kreise erscheinen mit Blumen am rechten Arm, den Säbel an der linken Seite. Eine Fahne wird vorangetragen, ihr folgt in langer Reihe von zwei Abteilungen je nach den Geschlechtern, und zwar nach den Jahren geordnet, die Schuljugend und der Zug bewegt sich hinaus ins Freie. Die Saaten wogen und neigen sich wie zum freundlichen Gruße, die Espen und Pappeln am Bache schillern und glänzen ihm entgegen; die munteren Weidenzweige schaukeln sich lustig auf ernstem Stamme und zischeln und lispeln es sich zu: „Da kommen endlich unsere Geschwister aus ihren Gemächern von kaltem Stein und dürrem Holze heraus, um sich in der Sonne zu baden wie wir und ihres frischen Jugendlebens sich zu freuen wie wir. Wohl wird heute manches grüne Reis in gieriger Flamme verknistern und als Lohe geisterhaft durch den Wald ziehen, mancher „Sproß“ vom vorigen Jahre erst als Pferd „herumgetänzelt“ oder als Schwert herumgeschwungen, dann in Stücke geschlagen auf waldigem Moose zerstreut werden, allein das soll uns nicht kümmern. Es ist ja unsere Bestimmung und Freude im Dienste der Kraft, die uns zu verwenden weiß, aufzugehen. Das aufgelöste Reis ziehn wir an uns und schlürfen es in veränderter Gestalt wieder ein, die Stücke umschlingt und begräbt das weiche Moos und löst sie auf, tätig für höhere Pläne. Drum Jugend, die du sie ahnst, diese Pläne, sie begreifen und für sie tätig sein wirst, freue dich, der heutige Tag ist dein Bild, und die Feier desselben eine Weihe für dich.“

Und ist der Zug erst auf den Wiesenplan des Waldes, „das Blößchen“, angelangt, dann erwidert der Widerhall tausendfach den Ruf der jungen Schar, der Bach hüpfst lustiger über das hemmende Gestein, die Sänger des Waldes verstummen und sehen verwundert dem Treiben zu und lauschen, denn mächtigere Stimmen sind laut geworden als die ihrigen. Der feste Specht allein hämmert und hackt und pickt ungestört auf das Gewürm los, das zerstörend nach dem Kerne der Zweige bohrt und strebt. Grünes Reisig wird zusammengelesen und aufeinandergeschichtet und die zündende Rohle unter die Masse gelegt. Der Rauch, der sich erst mühsam „hindurch ringelt“ und durchwindet, steigt hoch über die Gipfel der Bäume und dient den Nachzüglern zur Richtschnur, den umliegenden Ortschaften als Kennzeichen des Festes. Sie erraten es gar bald, daß die gerade Säule keines Waldbrandes Verkünderin sein kann und daß ein anderes Geschlecht

als das der rußigen Kohlenbrenner herumwirtschaftet. Der Rauch macht der zukünftigen Flamme Platz, die hoch aufschlägt, und hat sie dankbar verzehrt, was sie nährte, dann beginnt das Schichten von neuem. Die Stelle dient ja als Sammelplatz, nach ihr ziehn die Väter und Mütter um die Mittagszeit zu, es bilden sich Gruppen, jung und alt spielt und scherzt, ist heiter und vergißt das Alltagsleben. Nur die ernstern Lenker der Geschicke der Stadt versammeln sich um den Pfarrherrn, bei dem bis jetzt noch gewöhnlich die höchste Intelligenz, das umseitigste Wissen anzutreffen ist. Würdevoll ist sein Benehmen und voller Salbung seine Rede, er weiß alles Merkwürdige anzuwenden, das sich je in der Welt zugetragen hat, er erklärt eines, deutet das andere, ermutigt alle und lehrt vertrauen und hoffen, er ist die Seele auch dieses Tages, so wie er das allgemeine Augenmerk und die Freude, die Würze bei Hochzeits- und Taufessen ist. Fehlt er einmal, dann heißt es, heute war ein Trauermahl und keine Hochzeit. Der Majales ist ein wahres Volksfest und als Volksfest durfte der Tag nicht unerwähnt bleiben.

Hat der Winter die schlummernde Natur mit seiner weißen Hülle zugedeckt und die Ortschaften mit Windwehen ummauert, über die der schleichende Wolf allein angezogen kommt, um einen oder den anderen Wächter menschlicher Wohnungen wegzuschnappen, dann findet eine zweite Erholung statt, die die Bewohnerschaft insgesamt in Bewegung setzt. Die Kinder gehen in die Schule und nehmen ihre Plätze ein. Der Lehrer erscheint, ernst wie sonst, und fängt an zu lehren, als ob er nichts anders vorhätte, als das Lehren, und gebärdet sich, als ob er gar nichts im Schilde führte. Dann ruft er: „Still, Kinder, ich habe euch etwas zu sagen.“ Sein Mund zerfließt ins Lächeln, sein gebietendes Auge wird mild und freundlich und im ganzen Reiche herrscht das Schweigen der Erwartung. Und er spricht zu den Seinen: „Geht nach Hause und kommt in einer Stunde wieder in dem Rathausaal zusammen, der Blasius ruft euch zum Tänzchen, ihr sollt heute euern ‚Blisium‘ haben.“ Und ehe noch die Stunde um ist, erscheinen die Kleinen schon im Saale und werden mit Hörnerklang empfangen. Das Kinderpiel dauert bis zum Abend und macht dann dem bedeutenderen der erwachsenen Jugend Platz. Die Unterhaltung, geleitet durch die züchtigen Mütter, dauert bis über die Mitternachtstunde hinaus.

Hier faßt mancher Jüngling den Entschluß, zu eilen und eine Stellung zu erwerben, damit er die Augen, die ihm hier zum erstenmal zulächelten, die Hand, die ihm im Spiele gereicht wurde, fürs Leben gewinne. Mancher zieht aus, aber die Wiederkehr ist ihm versagt und fremde Erde deckt seine Gebeine. Ein anderer findet, wenn er nach Jahren der Kämpfe und des Ringens wiederkehrt, wohl noch dieselbe Glut des Abendrotes auf dem Gebirge, höret noch immer das Tosen des Sturmes, der aus dem Kohlbäcker Thal hervorbricht und die Windfahnen auf des Rathauses Dache herumjagt, daß sie „schrillen und pfeifen“, während im Innern andere Töne herrschen und beherrschen — aber schon ein anderes Geschlecht. Wer das Feld behauptet, bleibt im Rechte und Vorteil. Was er wünschte, hat ein anderer gewonnen, Jahre haben das Söchterlein zur Zierde der Räume gemacht,

wo die Mutter aller — und auch seine — Augen auf sich zog. Er ist ein Fremdling geworden unter den seinen, er hat sich in eine eigene Welt hineingearbeitet und gehört ihr an. Seht ihn an, ob die Auszeichnung, die er erworben, das Wissen, das er sich angeeignet, das Loß, das er gezogen, ihm Befriedigung zu gewähren, ihn zu beglücken vermag. Wohl lächelt das Auge, das forschend von Gestalt zu Gestalt wandert, allein der Schmerzenszug, der sich um den Mund gelagert hat, sagt uns „Nein“, der Brust, die sich jetzt so stark gehoben hat, scheint ein Seufzer entstiegen zu sein. Das Ferne hat er erreicht, das ewig Nahe — der Liebe Glück — verloren, verscherzt für immer. Den Kindern des Glücks allein kommt ins Haus gezogen auch das, wovon sie niemals auf der Schwelle des Vaterhauses, die ihrer Gedanken unwandelbarer Grenzstein ist, geträumt haben.

Die Liebe zur Geselligkeit verbannt und verurteilt das Fürsichleben. Schon in der Kindheit bilden sich unter den Mädchen „Kameradschaften“, je nach dem Alter, der Bildung, wohl auch dem Vermögen, von selbst, ohne daß das trennende, alles formulierende Gesetz Klassen geschaffen hat. Im Sommer erschallen nach dem Nachmittags-Gottesdienste und der „Kinderlehre“ die Wiesen von ihren Liedern, deren sie eine Anzahl kennen und die die Väter in ihrem Verdruß, im Gegensatz zu den geistlichen Liedern, „Buhlerlieder“ nennen, im alten Sinne des Wortes. Im Winter wechseln sie Abend für Abend das Haus ihrer Zusammenkunft, bis die Runde bei allen Eltern der Glieder der Kameradschaft gemacht ist und fangen dann wieder von neuem an. Gespräche, die von den Junggesellen geleitet werden, würzen die Arbeit an den Wochentagen; am Sonntag wird dem Spiele sein Recht eingeräumt. Wer den Schulen nachgeht, erscheint als Student in der vornehmsten Kameradschaft. Die Studenten bringen in den Ferien Bücher von den Anstalten mit und werden gewissermaßen Wildner des Kreises. Die Jugend bleibt sich an solchen Abenden selbst überlassen und es geschieht fast gar nicht, daß sie sich vergißt und das Vertrauen mißbraucht. Kommt es aber doch einmal vor, dann wird das gefallene Mitglied ausgestoßen, ausgeschlossen, entfernt und die ganze Kameradschaft hält sich für gebrandmarkt. Die Jugend überwacht und bewacht sich selber.

Wie bei Herodot die Ansicht über das $\varphi\theta\acute{o}\nu\sigma\tau\omicron\nu$, den $\varphi\theta\acute{o}\nu\sigma$ $\theta\epsilon\omicron\upsilon$, so ist bei den Bewohnern der Zips die Lehre ausgeprägt, daß dem, der „sich übernimmt und übermütig wird“, der nahe Sturz bevorsteht, daß Gottes Hand, die niemanden aufkommen läßt, ihn demütigen und in seine Schranken weisen werde. Deshalb benimmt sich auch der, „dem es glückt und gut geht“, dem seine Unternehmungen gelingen, ruhig, bescheiden und still und sagt sich von der Einfachheit seiner früheren Lebensweise nicht los, er wolle den gewärtigen, daß ihn die tausendfachen Bemerkungen seiner Nebenmenschen mürbe machen, daß ihm hundertmal das memento mori um die Ohren summt, daß man es ihm einprägt, ja auf der Hut zu sein, weil das Glück kugelrund ist und man den Tag erst am Abend loben könne. Gehört überall Mut und fester Wille zum Unternehmen eines größeren Werkes, so ist er hier zu Lande doppelt notwendig, und zur Durchführung ungewöhnliche Ausdauer erforderlich, — bis die Menge endlich überzeugt wird, daß der Bau

einer neuen Papiermühle noch kein himmelanstrebender babylonischer Turm ist und bewundernd schweigt. Diese Denkweise hat vielleicht auch das Ebenmaß des Besitzes erzeugt und so lange erhalten. Man begegnet nicht selten der Äußerung, die von einem gewissen Selbstgefühl zeugt: „Was ist der oder jener mehr als ich, wenn er auch zwei oder drei Acker mehr hat als ich. Ich bin Bürger so gut wie er!“

Die Häuser halten alle die Einrichtung, daß sie den Bedarf an Branntwein, wohl auch etwas zum Verkauf, selbst erzeugen konnten, was sehr vorteilhaft war, da sie zur Mästung Gelegenheit gewannen. Eines Tages warf ein Schuhmachermeister den halbfertigen Stiefel unwillig zur Seite und rief entrüstet aus: „Was, ich soll allein zusehen, wie den anderen das Fett über den Bart träufelt? Ich will auch mästen und brennen!“ Kessel und Kühlbutten dampften in seinem Küchenraum. Nicht gar lange zog der Stadtdiener trommelnd durch die Straßen und rief des Meisters Grundstücke zum öffentlichen Verkauf aus. Er setzte sich wieder auf das Schusterstühlchen; statt auf die Märkte zu ziehen, blieb er daheim und wurde der Segen des Ortes. Denn Werke, die seine Innungsgeossen verzweifelnd aufgaben, oder die sie stolz zurückwiesen, machte er ganz und gab ihnen eine Form, die gut genug war, daß sie dem Sonntag vorgestellt werden konnte. Solche Beispiele merkt man sich und vergißt sie nie wieder.

Die alten Leute erzählen viel von den „Schwarzkünstlern“ und ihrem geheimnisvollen Erscheinen.¹⁾ Sie ziehen, so behaupten und sagen sie, in das Gebirge, suchen die entlegensten Täler auf, öffnen ein Buch und während sie lesen, scheidet sich Stein von Stein, es bahnt sich ein Weg in die unterirdischen Räume und in den Tiefen verschwindet der Künstler. Und wenn er nach langem Verweilen da unten wieder auf die Oberfläche zurückkehrt, hat er seine Taschen mit Gold gefüllt und einen Reichtum gewonnen, der ihm für viele Jahre ein bequemes Leben zusichert. Da unten — so glauben sie — sollen zwölf Gemächer sein mit Gerätschaften von Gold und ein großer Saal, in welchem die zwölf Apostel auf goldenen prächtigen Stühlen sitzen. Da gelangt man aber sehr schwer hinein, und ist man eingelassen worden, so hat man aus den Fenstern desselben die Aussicht auf ein Tal von lauter Pracht und Herrlichkeit, überschwenglichem Glanz und köstlichem Schimmer. Man sieht, wie durch des Tales Mitte eines Baches Bett gefurcht ist und überzeugt sich mit eigenen Augen, daß darinnen statt des Wassers Perlen und Granaten und Edelsteine auf Goldsand abwärts rollen, und sich in einem See versammeln, doch nur aus der Ferne. Über das Tal hin wölben sich in schwindlicher Höhe siebenmal kühn geschwungen sieben magnetene Bögen, auf denen ein goldener Steig mit diamantenum Geländer ruht, und in ein jenseitiges Gehege von Karfunkelstein führt. In diesem Gehege sitzen goldene Hühner auf goldenen Eiern und goldene Hähne geleiten zu dem Perlenteich — doch nur den

¹⁾ Es kommen in das karpathische Gebirge von ferne unterschiedliche Ausländer, und zwar jährlich um Sankt Johanni und Jacobi, welche viele Beschreibungen von diesem Gebirge haben und allerhand Edelsteine, Mineralien &c. herumtragen. (Ungarisches Magazin, 1783, III, 18.)

Schuldlosen, den ganz Reinen und Geweihten und lassen ihn von den Schätzen nehmen, so viel er nur will. Was Wunder, wenn über solche Schilderung entzückt mancher Schuster, der sich ein und das andere Stündchen von der Arbeit „abzwickte“, um sich in seinen Patron Jakob Böhme zu vertiefen, Tage lang im Gebirge umhersuchte und alle Sonntage wieder ging und sich dann wieder vorbereitete und nicht müde wurde „manchen Schinken, manches Paar Stiefel, wohl auch manchen Acker hinaufzutragen“, ohne je auch nur eine Nadel, eine Ahle oder einen Pfriemen herabgebracht zu haben. Jetzt verlacht die Jugend solche Erzählungen oder schweigt vornehm dazu und glaubt nicht mehr, daß der Schwarzkünstler gewisse Birnen und Froschlaich in Gold verwandeln könne.

Rundschau

Die Nürnberger Woche in Budapest

In Erwiderung eines ungarischen Besuches in Nürnberg gelegentlich des Dürerjahres (Dürer bekanntlich oberungarischer Abstammung) hat nun der Nürnberger Gegenbesuch in Budapest stattgefunden. Der deutsche Gesandte in Budapest von Schoen hat bei dieser Gelegenheit in treffender Weise charakterisiert, was gerade die Zusammenkünfte solcher Art zwischen Deutschen und Ungarn auszeichnet: „Ein gegenseitiges Sichsuchen und Sichfinden, ein Ineinanderfließen geistiger Ströme und eine wechselseitige Befruchtung auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften und der Kunst“. Eine Reihe von Festlichkeiten, Aufführungen, Ausstellungen gab der Tagung einen wertvollen geistesgeschichtlichen Hintergrund und es ist sicher, daß Budapest und die ungarische Kultur in der Seele der Nürnberger Gäste unauslöschliche Eindrücke hinterlassen hat. Wenn solche Veranstaltungen, die das notwendige gegenseitige Verständnis dieser so sehr aufeinander angewiesene Völker fördern helfen, doch auch das Ergebnis zeitigen könnten, daß das schwebende Problem der deutschen Minderheit in Ungarn zu einem einigermaßen veröhnenden Abschluß käme, so könnte jeder Kultur-
mensch nur freudigst einer immer intensiveren Annäherung ungarischen und deutschen Wesens zusehen, einer Annäherung, aus der beide Teile nur zu gewinnen hätten.

Zehn Jahre „Deutsche Zeitung Bessarabiens“

Es ist immer ein Gefühl besonderer Hochachtung, mit dem man im Auslandsdeutschtum an die Volksgenossen in Bessarabien denkt: Ruhig, ernst, zuverlässig, bodenständig, fromm — welche bessern Eigenschaften wollte man deutschem Kolonistenvolke wünschen! Und so ist denn auch die „Deutsche Zeitung Bessarabiens“, das deutsche Blatt der Provinz, ein treues Spiegelbild dieses Volksscharakters gewesen. Sie hat mit ihren Begründern (bezeichnenderweise lauter Pastoren und Lehrern) im wesentlichen mit dazu beigetragen den Aufbau der Volksgemeinschaft in diesen zehn Jahren durch-

zuführen und die bekarabische Sonderlage den übrigen deutschen Volksgenossen näher zu bringen. Im Verlaufe der Zeit ist das Bekarabische Deutschtum besonders auch durch seine führenden Persönlichkeiten durch in mancherlei freundliche Arbeitsbeziehung mit dem übrigen Deutschtum Großrumäniens getreten: Die Kirche schloß sich der allgemeinen evangelischen Landeskirche an, die Akademiker gliederten sich dem Bund Deutscher Akademiker ein, Abordnungen nahmen regelmäßig an den großen gemeinsamen Veranstaltungen (Hochschulkurse u. a. m.) teil, die Politiker arbeiteten einheitlich in der Deutschen Parlamentspartei usw. Und immer wieder zeigt es sich — das muß ganz besonders betont werden — daß die „Deutsche Zeitung Bekarabiens“ den allgemein deutschen Belangen willig Platz einräumte. Wenn wir als „Ostland“ und als „Deutsches Kulturamt in Rumänien“ heute als Gratulanten erscheinen, so wollen wir besonders auch dafür danken, daß die „Deutsche Zeitung Bekarabiens“ unsere Einsendungen stets gerne aufgenommen hat! Ein glückliches, erfolgreiches Vorwärtsschreiten in ferne Zukunft!

Geheimrat Prof. Dr. Hermann Onden 60 Jahre

Wir beglückwünschen den Gelehrten und den Mann des Aufbaues des deutschen geistigen Lebens aus verehrungsvollster zu seinem 60. Geburtstage! Der Historiker, der wie kaum ein Zweiter, in die neuere deutsche Geschichte Licht und Wärme hereingetragen hat, der Präsident der wissenschaftlichen Abteilung der „Deutschen Akademie“ — er ist uns in jeder Eigenschaft gleich bedeutend und bedeutungsvoll! Empfinden wir Auslanddeutsche doch gerade solches Wirken, wie es die Lebensarbeit Ondens aufweist, als eine starke Bereicherung und Stützung unserer eigenen Position. Wie haben die Hörer des letzten Deutschen Ferienhochschulkurses in Hermannstadt doch auch in der unmittelbarsten Weise etwas vom Hauch dieser Persönlichkeit und ihres Wirkens verspürt! Möge Professor Onden noch lange Jahre auch uns ein Wegweiser und Helfer in schwerem Kampfe bleiben!

Studiendirektor Krahe 60 Jahre

Von stillem, aber unendlich segensreichem Wirken sei hier die Rede, von der Arbeit eines Mannes, der sein Lebenswerk in der Fürsorge für auslanddeutsche Hochschüler gekrönt sieht. Kann man sich ein schöneres Arbeitsfeld denken, als — in unmittelbarer Nähe Berlins, in landschaftlich reizvollster Umgebung, im alten kurfürstlichen Schloß — 60 junge Leute aus allen Teilen der deutschen Welt zu versammeln, sie zu führen, sie weltanschaulich zu festigen und sie dann nachher ausziehen zu lassen als Pioniere des deutschen Gedankens, der deutschen Bildung und Fachtätigkeit! Um 60. Geburtstage Krahes haben sicher alle auslanddeutschen Siedlungen sich dankbarst des Mannes erinnert, der dieses Werk verantwortlich zeichnet. Auch wir wollen uns den Glückwünschenden anschließen. Kaum ein Land hat soviel Jünger an die Hohe Schule nach Köpenick entsendet wie gerade unseres, keines hat dem Direktor wohl soviel Sorgen, vielleicht aber auch soviel Freude bereitet wie unseres!

Ein deutsch-evangelisches Gymnasium in Lemberg

Daß von der evangelischen Kirchengemeinde in Lemberg unterhaltene private Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache gibt seinen 4. Bericht heraus, der von den großen Schwierigkeiten des Erhaltens (auch in politischer Hinsicht) erzählt. Immerhin scheint der Bestand der Anstalt infolge der Opferwilligkeit aller beteiligten Stellen gesichert. Die Schule besteht nun schon zehn Jahre und weist für das Schuljahr 1928/29 143 Schüler aus, davon 120 Deutsche. Bemerkenswert ist, daß mosaischen Schülern von den Regierungsstellen die größten Schwierigkeiten beim Besuch der Schule bereitet werden. Die Schule würde (ähnlich wie in Bukarest) eine viel höhere Frequenz haben, wenn den Juden der Besuch freigestellt wäre. Wie ernst und vorbildlich gearbeitet wird, beweist der abgedruckte Bericht des polnischen Schulinspektors, der in allen Teilen zu einem höchst lobenden Urteil kommen muß. Selbst zu wissenschaftlicher Betätigung bleibt dem Lehrkörper noch Zeit, nach gutem Vorkriegsbrauch enthält das Schulprogramm eine wissenschaftliche Arbeit vom Direktor Dr. Schmieler über die Mundart von Weinbergen, einer 10 km östlich Lemberg liegenden deutschen Siedlung.

Jubiläum des Czernowitzer Frauensingvereins

Der Czernowitzer Frauensingverein hat in den ersten zehn Jahren seines Bestandes eine ganz außerordentliche Entwicklung genommen. Wenn man erwägt, daß das arische Deutschtum der Stadt kaum über 12.000 Seelen zählt und in dem Festbericht des Vereins liest, daß die Mitgliederzahl auf 180 angewachsen ist, so bedeutet dies in der völkisch-gesellschaftlichen Zusammenfassung des nach dem Umsturz ja besonders schwer getroffenen Bukowiner Deutschtums eine sehr beachtliche Leistung. Selbstverständlich war aber auch das künstlerische Streben von Erfolgen begleitet, wovon der Bericht der verdienten Vorsitzenden, Frau Professor Lebouton, beredtes Zeugnis gibt. Wir wünschen nur, daß an allen Orten und auf allen Tätigkeitsgebieten so freudige, zielbewußte Arbeit geleistet würde, wie in diesen zehn Jahren von den Czernowitzer deutschen Frauen!

Bücherschau

Emlékkönyv a székely Nemzeti Múzeum 50-éves Jubileumára, szerkesztette Csutak Vilmos igazgató. (Gedenkbuch zum 50 jährigen Jubiläum des Szeckler Nationalmuseums, redigiert von Direktor Wilhelm Csutak.) Sepsihírhörghy im Selbstverlag des Museums, 1929.

In einem 800 Seiten starken Bande ist ein mit erstaunlicher Sachkenntnis und Umsicht zusammengetragener, aber auch verarbeiteter Stoff zur Volkskunde des siebenbürgischen Szecklerlandes zusammengetragen. Wer in dem Landstädtchen Sepsihírhörghy die Kleinstadtgasse entlangschreitend, plötzlich vor dem imposanten Bau des Szeckler Nationalmuseums steht und wer den archäologisch und ethnographisch gleich wertvollen Bestand des Museums bewundert hat, dem ist schon klar geworden, daß hier jahr-

zehntelange wissenschaftliche Unterlagen geschaffen worden sind, aus denen allein ein so monumentales Werk geschaffen werden konnte. Die Fülle der Mitarbeiter, die schließlich doch auch dazu erzogen werden mußten, haben die Festschrift zu einer Fundgrube nicht nur des Eszeker Volkes, sondern ganz Siebenbürgens gestaltet. Wir freuen uns aufrichtig an dieser Aktivität des geistigen Lebens bei unserer siebenbürgischen SchwesterNation!

Wörterbuch deutscher Ortsnamen in den Grenz- und Auslandsgebieten. Im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, herausgegeben von Professor Dr. Robert Gradmann, Erlangen.

Jeder, der des öfteren Briefe oder andere Postsendungen im eigenen Lande ins Ausland zu schicken hat, ist schon oft im Zweifel darüber gewesen: Ja wie heißt denn nun eigentlich der betreffende Ort heute? Zu welchem Staate gehört er jetzt? Welche Namensform muß in der Adresse verwendet werden, damit der Brief wirklich auch sein Ziel erreiche? Selbst Karten und Atlanten, Reisebücher und Fahrpläne geben sehr oft über diese Ortsnamenfragen höchst widerspruchsvolle und unvollständige Aufschlüsse.

Um alle diese Fragen, Zweifel und Unklarheiten zu heben, ist nun ein Büchlein erschienen, das mit sehr viel Sorgfalt und Mühe zusammengestellt worden ist. Es nennt sich: Wörterbuch deutscher Ortsnamen in den Grenz- und Auslandsgebieten, und es ist im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland von deren Vorsitzenden Professor Dr. Robert Gradmann-Erlangen herausgegeben und von der Ausland- und Heimat-Verlags-A.-G. in Stuttgart verlegt worden (Preis steif kartoniert RM. 1.40).

Dieses kleine, handliche Wörterbuch geht auf einen Beschluß des Deutschen Geographentags in Breslau zurück, der sich für den Schutz und die Erhaltung der bedrohten deutschen Ortsnamen im Ausland einsetzte. Wenn es auch von wissenschaftlicher Seite angeregt und geschaffen wurde, so ist doch in erster Linie als ein zuverlässiger Ratgeber für das praktische Leben bestimmt, für Industrie- und Handelsfirmen genau so wie für Behörden und Ämter, für Verlage und Schriftleitungen, Schulen und Vereine wie für jeden Privatmann, der Brief- und Postverkehr mit dem Ausland unterhält oder sonstwie, als Redner oder Schriftsteller, als Geschäftreisender oder Tourist, gezwungen ist, über die deutsche und fremde Form ausländischer Ortsnamen Klarheit zu gewinnen. Das Buch zerfällt in einen Fremdsprachig-Deutschen Teil und einen kürzeren Deutsch-Fremdsprachigen Teil, die jedem den gewünschten Aufschluß geben; für Zweifelsfälle sind zur Bestimmung der empfehlenswerten deutschen Namensform allgemeine Grundregeln vorangestellt.

Möge das neue Ortsnamen-Wörterbuch recht viele Benutzer finden, und möge sich jeder Benutzer darüber klar sein, daß es Pflicht jedes Deutschen ist, immer den deutschen Ortsnamen an die erste Stelle zu setzen und den fremden Namen nur dann hinzuzufügen, wenn durch seine Fortlassung die Bestellung der Postsendung verzögert oder vereitelt würde! Nur dann wird das Büchlein und werden seine Benutzer imstande sein, wirklich Dienst am deutschen Volke zu leisten.

Richard Müller-Freienfels: Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. Ein volkscharakterologischer Versuch, 2. völlig umgearbeitete Auflage. XII, 243 Seiten 80. Mit 6 Abbildungen. München 1929. C. F. Beck. Geheftet M. 7'50 Leinenband M. 10'50.

Dieses inhaltreiche Buch — es ist geradezu eine kleine Enzyklopädie vom deutschen Menschen — konnte nur ein Deutscher schreiben, der selbst die verschiedensten Erfahrungen in sich zu einer Einheit verschmolzen hatte. Müller-Freienfels ist kein Stubengelehrter: Weltreisen, langer Aufenthalt in fremden Erdteilen und in fast allen Ländern Europas

haben ihm die Augen für die Unterschiede der Menschen geschärft; seine philosophische und philologische Schulung gibt ihm die für seine Aufgabe erforderliche Objektivität; eine weit ausgedehnte Bildung öffnet ihm das Verständnis für alle Fragen und Formen des Lebens unseres Volkes, und seine künstlerische Veranlagung befähigt ihn, seiner Darstellung größte Frische und Lebendigkeit zu geben.

In der neuen, völlig umgearbeiteten Auflage seiner „Psychologie des deutschen Menschen“ (C. F. Beck, München) blieb kein Abschnitt der ersten Auflage unverändert. Überall ist die Darstellung erweitert, vertieft, vieles anders geordnet und schärfer gefaßt. Die ersten grundlegenden soziologischen Abschnitte sind völlig umgeschrieben, um die Auffassung des Volksbegriffs als einer zwar biologisch-rassenhaft unterbauten, aber in ihrer Auswirkung wesentlich geistig-kulturellen Gemeinschaft klarer herauszuarbeiten.

Der zweite Teil kann geradezu als Einführung in das Verständnis und Wesen der deutschen Philosophie, Kunst, Musik, Literatur angesehen werden, alles betrachtet aus der sie innerlich verbindenden Mitte der deutschen Seele. Dieser Teil macht die neue Auflage zu einem hervorragenden Bildungsmittel für alle die sich und andere erziehen wollen. Es ist ein Genuß zu sehen, wie der Verfasser vom Willen aus die Hauptmerkmale der deutschen Seele, also ihre Musikalität, ihr Phantasieleben, ihre Widerpruchsfülle, ihren Formenüberschwang usw. deutlich macht. Von dem allem weiß man wohl so im allgemeinen, aber hier wird es mit reichem Tatsachenmaterial belegt und in seiner Auswirkung auf alle Gebiete des geistigen Lebens, der Geschichte der Wirtschaft und Politik gedeutet. Der Leser sieht wie alle diese Gebiete durch die deutsche Seele, den deutschen Geist ganz anders ausgestaltet sind, als durch die übrigen europäischen Völker.

Aber der Verfasser bietet im Schlußteil doch auch die Möglichkeit, seine Feststellungen in der Arena der gegenwärtigen Meinungen auszuwerten. Wie stimmt der deutsche Mensch von heute mit dem hier gezeigten Typus überein? Führt der Weg ihn über Weimar oder über Potsdam? In dem „Träumer“, dem deutschen „Michel“ erkennt sich der Deutsche von heute jedenfalls nicht wieder. Nach Müller-Freienfels ist es heute die Aufgabe jeder deutschen Erziehung, das Bewußtsein des Faustischen im deutschen Menschen zu wecken. Zweifellos hat dieses Buch in unserer verworrenen Zeit eine vielfache Mission zu erfüllen. Für alle, die über deutsches Wesen, deutsche Zukunft, deutsche Rasse nachdenken, ist es ein wertvolles Weihnachtsgeschenk. Lehrern jeder Schulgattung ist es ganz unentbehrlich, aber auch Politiker sollten es lesen, weil sie hier ihr „Objekt“, den deutschen Menschen, so umfassend kennen lernen können, wie in keinem anderen Buche.

Auslanddeutsche Charakterbilder. Von Dr. Wahrhold Drascher. Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 7.—. Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.

Die hohe Politik, die Wissenschaft und die Wirtschaft des Mutterlandes werden sich der Tatsache immer mehr bewußt, daß die 30 Millionen jenseits der Reichsgrenzen wohnenden Deutschen an dem Schicksal des Gesamtvolkes entscheidend Anteil haben. Unter den Gedanken, die heute unsre Jugend begeistern, steht die Hoffnung auf die Bildung einer festen deutschen Kulturgemeinschaft über die ganze Welt hinweg, an erster Stelle. Mögen die Entfernungen über Land und See, die uns von den Landsleuten trennen, noch so groß sein: wir wissen, daß wir zueinander gehören und nicht voneinander lassen werden. Aber rechte Liebe setzt Verstehen voraus. Und wir kennen die Auslanddeutschen nur recht, wenn wir ihnen nahekommen, nicht nur bei feierlichen Gelegenheiten, sondern dadurch, daß wir uns hineinversetzen in ihr Werden, ihr Denken, ihre Umwelt, mit der sie sich täglich abzufinden haben. Davon der Heimat ein Bild zu geben, ist Zweck dieses Buches. Wie der hanseatische Kaufmann, der Kolonialpionier und der Diplomat leben und schaffen, wie sich der Auswanderer, die

deutsche Frau mit der fremden Umwelt abfinden, der auslanddeutsche Führer seine Sprache und Kultur festhält: das soll das Buch zeigen. Es bringt keine Beschreibung, die nur nach Gründen und Folgen fragt. Wie einst Freytags Bilder der deutschen Vergangenheit den einzelnen Deutschen, seine Seele und sein Tagewerk, uns verständlich machten, so will auch diese Darstellung lebendige Wirkung ausüben. Es schildert die einzelnen Vertreter unseres Volkstums so, wie sie sind und geworden sind, so wie sie der Verfasser in langjährigem Aufenthalt kennengelernt hat.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Friedrich von Gagern: Die Straße. Roman. L. Staackmann-Verlag, Leipzig. 1929. Umschlagzeichnung von R. Max Hartmann-Leipzig. Druck der Offizin Haag-Drugulin U. G., Leipzig.

Dieses Buch muß man lesen und — lieben. „Besprechen“ kann man es nicht. Den kohlebrennenden Einsiedelmann Voglenz läßt der Dichter zu seinem Romanhelden, den Primus Koschutnik aus Zirklach am Zayerfeld in Oberkrain, so sprechen: „ . . . Niemand denkt an Gott . . . das Tier nur, . . . das Tier nur hat Gott und ist in ihm und im Tier ist der Gott! . . . Was baut ihr Straßen? . . . Was durchwühlt ihr Berge und Meere und Lüfte? . . . Was wollt ihr ändern, ihr Genarrten des Teufels? . . . Seid ja alle närrisch und merkt's nicht. Narren unter Narren. Die Straße da, die sie sprengen und scharren, was haben sie davon? Was wird besser? Schlechter nur wird's. Schuld um Schuld, Fluch um Fluch. Einer erschlägt den andern, die Straße frißt euch alle. Die Straße, das ist euer Weg. Die ihn zu End gehen, die führt er in Versuchung und Verdammnis, viele aber bleiben unterm Schutt liegen und verfaulen. Wer denkt an Gott, hehe? . . . Wo ist da noch Gott unter euch Menschen? . . .“ Es ist nicht möglich, deutlicher und schöner den Kern der Gagernschen Dichtung bloßzulegen. Der Straße, im nördlichsten Zipfel des heute jugoslawischen Dalmatien über das Gebirge gebrochen, wird alles Unheil dieser Erde verdankt. Eine bunte Fülle lebendigster Gestalten aus der alten Monarchie vermag Gagern zu einem großen, zwingenden Schicksal zu verknoten, ohne daß diese ergreifende Dichtung auch nur auf einer Seite nicht „spannend“ wäre. Man legt das Buch nicht früher aus der Hand, als bis man es zu Ende gelesen hat. Und die tiefe Naturverbundenheit des Verfassers, die so kaum in einem zweiten Werk zu uns spricht, läßt es uns wieder und wieder zur Hand nehmen.

Theodor Heinrich Mayer: Minister Bruch. Roman. L. Staackmann-Verlag, Leipzig 1929. In Leinen gebunden Rm. 7.50, Halbleder Rm. 11, broschiert Rm. 5.

Das Problem des natürlichen, nationalen Zusammenschlusses aller Deutschen steht im Brennpunkte dieses großen Zeit- und Kulturbildes, das in seiner unerbittlichen Aufdeckung aller Fehler der deutschen Vergangenheit eine eindringliche und zwingende Mahnung zu endlichem gegenseitigen Verstehen darstellt. Bruch, ein geborener Elberfelder, aber seiner neuen Heimat wahrhaft und tief ergeben, hat am Beginne der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit leidenschaftlich zu nennender Kraft versucht, die ganze Nation durch eine einheitliche Zoll- und Handelsgesetzgebung wirtschaftlich zusammenzuschließen. Die Tragödie dieses Mannes, der Größtes für Deutschland wollte, und doch immer wieder auf Österreich zurückgeworfen wurde, bildet den Inhalt dieses

trotz aller Problematik immer wieder fesselnden und — in jedem Falle — kulturhistorisch bedeutsamen Werkes. Ein deutlicherer Querschnitt durch österreichisches Wesen, mit all seinen Vorzügen und Fehlern, als der von Mayer gegebene, müßte zum Aufgeben der literarischen Kunstform des Romans führen. Mit geschichtswissenschaftlich gemeinter Unparteilichkeit deckt Mayer die Ursachen und vermeintlichen Verschuldungen auf, warum das Werk einer wenigstens wirtschaftlichen Einigung der deutschen Nation auch zur Zeit eines Bruch mißlang. Zur Nachschaffung der Geschichte wird dort, wo Quellen fehlen, oft die Dichtung an die Stelle gesetzt. Für Siebenbürgen hat das Werk insofern Interesse, als darin, ganz kurz und streiflichtartig, auch das Lebensende Stephan Ludwig Roths Erwähnung findet. Auch hier zeigt sich Mayers Bestreben, der Historie mit der nachschaffenden Dichtung aufhellend zu Hilfe zu kommen.

Der Student. Deutsche Akademische Rundschau. Vereinigt mit Deutsche akademische Stimmen. Leitung: Dr. jur. Hans Luz, Berlin. Allgemeines Nachrichtenblatt für die deutschen Hochschulen und Studentenschaften mit den Mitteilungen der Fachgruppen und der Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft unter ständiger Mitarbeit führender Persönlichkeiten des deutschen Staats-, Wirtschafts- und Hochschullebens. Herausgeber und Verleger: Deutscher Hochschulverlag G. m. b. H. Berlin W : 35, vierteljährlich durch die Post 1.75 Mk.

Das uns im Augenblick vorliegende Heft 5 des 10. Jahrgangs bringt zunächst einen interessanten Beitrag: „Für wirkliche Silberstreifen“ zur Frage des „deutschen Studentenverbands“, sodann einen Bericht über „Pariser Studienverhältnisse“ einen „Offenen Brief an den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“, Berlin, Fortsetzung und Schluß der Serie „Staatsgeist in Not“, aus der Feder Ernst Niekischs sowie mancherlei andere Dinge, die für das Thema von wirklicher Wichtigkeit sind. Das „Nachrichtenblatt“ unterrichtet kundig über Kongresse, Kampfhandlungen und Internes.

Inhalt

Wir Heimatlosen von Dr. Siegfried Johann von Siebers.

Strefemann und die deutschen Minderheiten Europas von G. Schulhof.

Auf ferner Wacht von Lucie Frfr. Staël von Holstein-Reval.

Die Minderheiten und das internationale Recht von Arpad Török-Rovin (Jugoslawien).

Besuch in der Zips von Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Die „Gemeinde“ in der Zips von Jonathau Harberern.

Rundschau: Die Nürnberger Woche in Budapest. — Zehn Jahre „Deutsche Zeitung Bekarabiens“. — Geheimrat Prof. Dr. Hermann Oncken 60 Jahre. — Studien- direktor Krahe 60 Jahre. — Ein deutsch-evangelisches Gymnasium in Lemberg. — Jubiläum des Czernowitzer Frauensingvereins.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.

Inhaltsverzeichnis

des vierten Jahrganges.

Aufsätze, Essays.

	Seite
Bannert, Willy Hans: Christian Wernigke. Ein vergessener ostmärkischer Vorläufer Lessings	70
Bäumer, Gertrud (Berlin): Das Führerproblem	35
Bloch, Heinrich (Kischinew): Die nationale Frage in Bejarabien	249
Connert, Fritz (Hermannstadt): Die Agrarreform und die Nationalitäten	223
Csafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Besuch in der Zips	357
Csafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Im Gebiet von Cuppen und Malmedy	102
Csafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Tagebuchblätter einer Orientreise	182
Csafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Zehn Jahre deutscher Hochschulkurs in Hermannstadt	314
Folberth, Dr. Otto (Mediasch): Stephan Ludwig Roth	135
Gerber, Dr. Hans (Marburg): Die Bedeutung des Artikels 113 der deutschen Reichsverfassung als Grundrecht	304
Haberern, Jonathan: Die „Gemeinde“ in der Zips	361
Hanke, Alfred (Ratibor): Hermann Kirchner. Leben und Schaffen eines volkstümlichen Komponisten	332
Jatabffy, Dr. Elemer (Ugosh): Die besondere Lage der Magyaren in Rumänien	205
Jorga, Dr. N. (Bukarest): Nationalitätenfrage und Altreich	247
Klein, Dr. Wilhelm (Hermannstadt): Zum Minderheitengesetzentwurf der siebenbürgisch-ungarischen Volkspartei	44
Kohut, Dr. Leon (Czernowiz): Die Ukrainer in Rumänien	259
Krannhals, Paul: Kulturbolschewismus und Kulturschutz	142
Krannhals, Paul: Naturmythos und Kulturgestaltung	66
Kügelgen, Carlo von: Professor Karl Lindemann, ein Vorkämpfer des Rußlanddeutstums †	119
Loesch, Dr. Karl C. von (Berlin): Das Nationalitätenproblem Rumäniens, von außen betrachtet	219
Mandrescu, Simion C. (Bukarest): Ein Aufruf für die Geltung der deutschen Sprache	34
Meyer, Percy (Riga): Deutsches Baltentum im Wandel der Jahrhunderte	113
Müller, Friedrich (Hermannstadt): Die Schulfrage der Minderheiten	211
Müller, Dr. Paul (Dresden): Auf Studienfahrt im Banat und in Siebenbürgen	10
Mutius, Gerhard von (Bukarest): Lessings „Nathan der Weise“	165
Außbacher, Dr. Konrad: „Das organische Weltbild“. Bemerkungen zu dem Werke von Paul Krannhals	108
Onden, Dr. Hermann (Berlin): Deutsche geistige Einflüsse in der europäischen Nationalitätenbewegung des 19. Jahrhunderts	2

	Seite
Oncken, Dr. Hermann (Berlin): Die deutsche Mission in der Entwicklung der Nationalitätenidee	284
Vendk, Dr. Albrecht (Berlin): Europa	281
Roth, Dr. Hans Otto: Das Nationalitätenproblem in Rumänien	243
Schaffer, Michel: Geht es aufwärts mit der deutschen Schule in Ungarn? Statistische Betrachtungen	82
Schmidt, L. (Dorpat): Nachmaß: Deutsches Baltikum im Wandel der Jahrhunderte	322
Schulhof, G.: Strefemann und die deutschen Minderheiten Europas	346
Spahn, Dr. Martin (Köln): Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee	290
Staël v. Holstein, Lucie Freifrau (Reval): Auf ferner Wacht	349
Stavenhagen, Kurt (Riga): Der baltische Student in Riga	175
Stepnjak, Igor (Rischinew): Die besondere Lage des Russentums in Besarabien	263
Teutsch, D. Dr. Fr. (Hermannstadt): Die evang. Kirche und das Volkstum	197
Török, Arpad (Kovin, Jugoslawien): Die Minderheiten und das internationale Recht	353
Winkler, Dr. Wilhelm (Wien): Die statistische Erfassung des Volkstums	297
Zienau, Oswald: Die Räterepublik der Wolgadeutschen	316
* * *, Das Fazit der dreijährigen Arbeit der estländischen deutschen Kulturselbstverwaltung	5
—, Deutsche Dichtung in Luxemburg	144

Gedichte.

Andrae-von Redves, Margit: Meiner Schwester. Vier Gedichte	42
Dahn, Felix: Wer sich nicht wehrt Central-University-Library Cluj	9
Hölberlin, Friedrich: Gesang des Deutschen	313
Obert, Franz: Zu Klausenburg im Ungarland	141
Sievers, Dr. Siegfried Johann von: Wir Heimatlosen	345
—, Die Wahl	146

Erzählungen, Skizzen.

Behrens, Dr. v. (Bromberg): Der Baltensbaron	76
Klöß, Alfred (Eugosch): Zaplänger Mirtchi, der Amerikaner. Eine Studie	46

Verschiedenes.

Aus der Genfer Minderheitendebatte	101
Das Minderheitenrecht, eine Säule der europäischen Politik. (Äußerung Strefemanns und Briands in der Schlußsitzung des Völkerbundes von Lugano)	1
Die Deutschen Rumäniens, ein Bindeglied mit dem Deutschen Reich. (Äußerungen Professor Jorgas und Dr. Hans Otto Roths in der rumänischen Kammer zum Wirtschaftsabkommen mit Deutschland)	33
Selbstzeugnisse Lessings	65
Zum achtzigsten Todestag Stephan Ludwig Roths. Stephan Ludwig Roth-Worte	133

R u n d s c h a u.

	Seite
Aufruf zur Mitarbeit bei der Einrichtung des allgemeinen V. d. U.-Museums in der Plassenburg ob Kulmbach (Oberfranken, Bayern)	340
Auslandkunde und Auslandsdeutschtum an reichsdeutschen Hochschulen	23
Das deutsche Ausland-Institut und seine Danzig-Ausstellung	149
Das V. D. U.-Treffen in Kiel	188
Der Großkoller Bote — 50 Jahre alt	53
Der internationale Versöhnungs-Bund	89
Der Tag des Buches	125
Der zehnte deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt	187
Die erste deutsche Zeitung in der Bukowina	235
Die niederländische Presse über die Siebenbürger Sachsen	151
Die Nürnberger Woche in Budapest	366
Die ostdeutsche Kulturwoche in Reichenberg	188
Die siebenbürgisch-sächsischen Vereine außerhalb Siebenbürgens	311
Die Staatenummer „Bulgarien“ der Deutschen Allgemeinen Zeitung	122
Die vierte und fünfte Hochschulwoche des Verbandes Deutscher Volksbüchereien in Rattowitz	273
Dietrich Schäfer †	56
Edmund Steinacker †	147
Ehrenvolle Auszeichnung Professor Hermann Oberths in Mediasch	234
Ehrung eines baltischen Pädagogen. Die Verleihung des Ehrendoktors der Königsberger Universität an den fr. Schuldirektor Magister Wilhelm Peterfen	273
Ein deutsches Familienstammbuch	121
Ein deutsch-evangelisches Gymnasium in Lemberg	368
Ein harter Schlag für das estländische Deutschtum. Generaldirektor Emil Fable †	272
Ein neues deutsches Kulturinstitut für Ausländer	152
Ein Vierteljahrhundert Czernowitzer Deutsche Burschenschaft „Teutonia“	26
Ein Weltkongreß der Auslandsungarn	341
Eine neue Zeitschrift für Kunde des Deutschthums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen	123
Fahnenweihe des Vereins der Siebenbürger Sachsen in Wien	232
Geheimrat Prof. Dr. Hermann Oncken 60 Jahre	367
Hermann Kirchner	341
27 Jahre Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung	232
Jubiläum des Czernowitzer Frauensingvereins	368
Kalender	55
Kalender des Auslandsdeutschthums	24
Kalender und Jahrbücher	93
Lehrgänge des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht über „Auslandsdeutschtum und Schule“	121
Nation und Staat	23
Offsetagung des politischen Kollegs	270

	Seite
Preisaus schreiben	54
Samuel Schumacher †	151
Studiendirektor Krahe 60 Jahre	367
Deutschkunde in Deutschland	123
Verzeichnis der Deutschstumsbücherei des Deutschen Kulturamtes in Hermannstadt	232
„Vogel Rock“	92
Vom Deutschtum in Bulgarien	150
Vom Raschauer deutschen Theater	234
Vom Verein der Gathmarer Schwaben in Deutschland	271
Von der Entwicklung und von der Arbeit der Deutschen Akademie in München	52
Von Siebenbürgisch-magyarischer Kulturarbeit	23
Wieder einmal Baltenschicksal! Der Gedenkstein der Gefallenen der baltischen Landeswehr in Riga gesprengt	230
Zehn Jahre Banater Deutsche Zeitung	53
Zehn Jahre „Deutsche Zeitung Besarabiens“	366
Zehn Jahre Revaler Bote	339
Zehn Jahre Schutzbundarbeit. Zur Salzburger Mattagung	190
Zeitschriften	55
Zwanzig Jahre im Kampf um Volkstumsrecht. D. Johannes Schmidt-Wodder zum 60. Geburtstag	233
Zwischen Luxemburg und Siebenbürgen	54

BCU Cluj / Central University Library Cluj
Bücherstau.

Bücherbesprechungen beginnen auf den Seiten: 27, 58, 95, 126, 154, 192, 236, 275, 342, 368.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen.

Diese beginnen auf den Seiten: 29, 61, 98, 129, 160, 194, 240, 278, 344, 371.

